

FLUCHT AUF LEBEN UND TOD ...

Die Fluchtkatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mittleuropa 1944/45 Band V/14

Die Flucht vor der Roten Armee aus Westpreußen

Flucht im Januar 1945, Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen in Ostpommern im März 1945

Erlebnisbericht der Gutsbesitzerin Bertha von B. aus Lindenau, Kreis Graudenz in Westpreußen (x001/167-170): >>Als am 22. Januar 1945 der Kanonendonner von der ostpreußischen Grenze her die Fenster klirren ließ, mußte man die leise Hoffnung aufgeben, vielleicht doch um das Verlassen der Heimat herumzukommen. Fieberhaft wurden die letzten Vorbereitungen für den Treck getroffen, der von unserem Gutsbeamten G. als Treckführer gut vorbereitet war. 42 Pferde, ein Trecker und 16 Wagen für Menschen, Gepäck und Vorräte, darunter ein geschlossener Wohnwagen für Alte und Kinder, bildeten den Gutstreck Lindenau, der zusammen mit dem Treck des Bauerndorfes Lindenau abends um 22 Uhr aufbrach.

Die Frauen und Kinder der polnischen Gutsleute blieben zu Hause; die Scharwerkerinnen wanderten schon von Graudenz aus wieder zurück. Nur von den zwei deutschen Familien kamen alle mit. Zurückmarschierende Truppen des Volkssturms, versprengte Flieger, durchgetriebene Viehherden und Flüchtlinge schufen ein tolles Kommen und Gehen, so daß man keine Zeit für ein trauriges Abschiednehmen von der geliebten Heimat fand, in die wir vor genau 25 Jahren gleichzeitig mit der polnischen Besetzung eingezogen waren, als wir das Gut nach dem Tode meines Schwiegervaters übernommen hatten.

In Melno war der erste kurze Stop; überall, wohin wir kamen, die gleiche traurige Aufbruchsstimmung und Unruhe. In Graudenz trafen wir am frühen Morgen des 23. Januar ein. Vor dem Übergang über die zugefrorene Weichsel (gab es) einen stundenlangen Aufenthalt, da erst Truppen herübergeschleust wurden. Doch kamen wir dank der Hilfsbereitschaft des Graudenzener Kommandanten verhältnismäßig schnell weiter. Eisige Winde machten das langsame Vorwärtskommen zur Qual; da bewährte sich unsere selbstgebaute kleine Gulaschkanone mit heißem Kaffee, die sonst kaum benutzt werden konnte. Abends ... fand sich auch unser Treck zum Nachtquartier in Rohlau zusammen. ... Trotz des auch dort herrschenden Aufbruchs wurden wir rührend aufgenommen und versorgt.

Der 24., ein strahlender, sonniger Wintertag, führte uns bis Osche, wo wir abends notdürftig in leeren Ausbauten Quartier fanden; am nächsten Morgen fehlten drei unserer Honoratioren, der Schmied, Stellmacher und ein Wirt. Dann ging es durch die Tucheler Heide, die mit ihren Partisanengerüchten unseren Beamten schreckten; aber unsere bewaffneten Volkssturmmänner und zwei Polizeibeamte, die denselben Weg hatten, sahen nichts Beunruhigendes. Von Rohlau aus hatten sich noch Herr O., S. und Frau W., Annaberg, mit leichtem Gepäck dem Treck angeschlossen. Sie blieben einige Tage dabei, bis wir südlich Bütow an eine Bahnlinie kamen, so daß sie von dort mit der Bahn weiterfuhren.

Wir konnten leider wegen gesperrter Wege nicht, wie beabsichtigt, nach Bütow weiterfahren, so daß der Gutsbeamte den Weitermarsch südlich nach Konitz erzwang. (Es war) ein Höllenmarsch für Pferde und Menschen bei eisiger Kälte. Die Nachtquartiere waren teilweise mit betrunkenen Hiwis (Abkürzung für "Hilfswillige", d.h. männliche Bevölkerung aus den von der deutschen Wehrmacht besetzten Ostgebieten, die zur Dienstleistung ohne Waffen im Besatzungsgebiet verwandt wurde) überfüllt, die (man oft) von Russen nicht unterscheiden konnte. Endlich gelang es meinem Mann, ... um 21 Uhr abends, noch ein notdürftiges Quartier für alle Menschen und Pferde zu bekommen. Es wurde ein Ruhetag eingelegt, um neue Kraft-

reserven zu schaffen, Wäsche zu waschen und gutes, warmes Essen zu kochen.

Da die Russen hier schon in bedrohlicher Nähe waren, wurde ... wieder Nordrichtung eingeschlagen. Bei dem Abmarsch fehlten 14 von unseren Leuten, doch konnten die notwendigen Wagen gerade noch mit Kutschern besetzt werden. Den Trecker mußten wir stehen lassen, da sein Fahrer fort war. In einem Gewaltmarsch kamen wir bis zu einem Dorf dicht vor Bütow. Dank der Geschicklichkeit unseres Gutsbeamten, der es auch in den aussichtslosesten Fällen immer noch verstand, ein Quartier zu bekommen, kamen wir unter. Schnell zubereitete Hühner, die wir abgeschlachtet mitgenommen hatten, erquickten die müden Fahrer. ...

Am ... 30. Januar, ging es durch Bütow in den Stolper Kreis. ... Unsere Leute kamen auf ein Nebengut, der Bauertreck kam sehr gut in der Nachbarschaft unter. Als wir am nächsten Morgen weiterziehen wollten, waren unsere Leute sehr unglücklich: "Noch weiter von Zuhause weg, bis wohin soll es noch gehen?" Nach einigem Zureden spannten sie aber doch an. Da kam ein Treckverbot für 3 Tage, - und das war unser Verderben! Denn inzwischen hatten wir uns in Muttrin so schön eingelebt, daß wir beschlossen, dort zu bleiben. Wenn die Pommern blieben, warum sollten wir es nicht auch tun? Die Nachrichten dafür lauteten günstig, und das überfüllte Deutschland, in dem wir kein richtiges Ziel für unseren Treck hatten, lockte so wenig.

So verlebten wir 4 fast friedensmäßig anmutende Wochen. ... Unsere Leute wurden dem Gutsbetrieb eingegliedert.

Die Nachrichten wurden immer bedrohlicher, und am 1. März überredete uns ein Beamter, noch einen Fluchtversuch mit 2 Wagen und Trecker ... zu machen. Nach großen Strapazen kehrten wir am dritten Tage mit erledigten Pferden und ohne den festgefahrenen Trecker ... wieder nach Muttrin zurück, denn vor Rügenwalde wurden alle Trecks zurückgeschickt, da die Russen westlich durchgebrochen waren.

Inzwischen war auch in Muttrin wieder Militär eingetroffen und alles überfüllt, so daß mein Mann und ich nach einem Ruhetag in unserem Landauer und einem Gummiwagen mit Gepäck in den Lauenburger Kreis weiterzogen. Wir fanden bei Fließbachs, Kurow, auf dem Nebengut Goten Quartier, das der schwerkriegsbeschädigte Sohn bewirtschaftete.

Unser Beamter blieb mit den dazu notwendigen Pferden und Wagen für unsere Leute in Muttrin und sollte sich dem dortigen Treck anschließen. Wie ich Jahre später von ihm aus Venezuela hörte, ist er auch mit unseren Leuten bis in die Danziger Niederung gekommen. Diese sind nach Lindenau zurückgegangen, er (konnte) mit seiner Frau mit Schiff noch nach Dänemark entkommen.

Wir trafen am 7. März in Goten ein; ich übernahm den Haushalt in Vertretung der abwesenden jungen Frau. Am 9. feierten wir schon recht trübselig und voller trüber Ahnungen den 69. Geburtstag meines Mannes und versprachen F., zu bleiben.

Am Sonntag, dem 11. März, standen die ersten Russen mit vorgehaltener Maschinenpistole vor uns, aber als wir ihnen unsere Waffen und "Urren" abgeliefert hatten, waren sie ganz friedlich. Abends folgte das übliche Freudenfest mit viel Schnaps. ... Der Gärtner verletzte einen Russen und beging dann mit seiner ganzen Familie Selbstmord. Der junge F. mußte an dem Fest teilnehmen, während mein Mann und ich ungestört in unserem Fremdenzimmer schliefen.

Nachmittags war ein Kommissar dagewesen, der uns nach Ablieferung unserer letzten Uhren und Goldketten darüber eine Bescheinigung ausgestellt hatte. Er hatte auch die Leute genommen, und unser Maurer, der wohl freie Bahn zum Auskneifen mit unseren Pferden haben wollte, hatte schlecht über meinen Mann ausgesagt, wie mir später ein russisches Mädchen erzählte, obgleich er uns das Gegenteil versicherte. Am nächsten Morgen war er mit 3 Pferden, Wagen und seinen 2 Söhnen verschwunden. ...

Am Nachmittag (kamen) 2 GPU-Offiziere, von denen der eine deutschsprechende Offizier

nett und freundlich war. Zuerst wurde unser Radio zerschossen, dann plünderte der zweite die Garderobe usw. Alles wurde in dem Rohrplattenkoffer meines Mannes verstaut. Dann wurde mir mitgeteilt, daß ich für F. und meinen Mann etwas Wäsche und Lebensmittel für ein paar Tage einpacken solle, da sie zu einem Verhör mitkommen müßten. ... Der schmerzliche Augenblick, als ... (mein Mann) wehmütig mit dem Taschentuch winkend um die Ecke bog, gehört zu dem Schwersten in meinem Leben. Bei dem Versuch, ihm den schweren Koffer tragen zu helfen, was ihm bei seiner Grippe so schwer fiel, wurde ich zurückgejagt.

F. kam noch am nächsten Morgen zu seinen Eltern, um Abschied zu nehmen, erzählte, sie wären gut behandelt worden, hätten auch Decken, Licht und Zigaretten bekommen, sein Verhör wäre ganz oberflächlich gewesen, doch er müsse sich in Stolp zurückmelden. Mein Mann wäre noch im Verhör gewesen; das war das Letzte, was ich von ihm hörte.

Nach über einem Jahr, als ich schon in Westdeutschland war, teilte mir Frau K. aus dem Graudener Kreis mit, daß mein Mann im März-April im Graudener Barackenlager, später evtl. im Zuchthaus in Graudenz gewesen sei, ihr Mann sei dann von Graudenz fortgekommen und später heimgekehrt, so daß er nicht wisse, was weiter aus meinem Mann geworden sei. Trotz größter Bemühungen ist es mir nicht gelungen, noch irgend jemand ausfindig zu machen, der etwas über meinen Mann weiß, und da die Graudener Lager verrufen schlecht waren und nie ein persönliches Lebenszeichen von ihm an mich gelangte, muß ich hoffen, daß er in seinem Alter möglichst bald von den unmenschlichen Qualen erlöst worden ist. ...<<

Flucht nach Stolp in Ostpommern von Januar bis Februar 1945 und Einmarsch der sowjetischen Truppen im März 1945

Erlebnisbericht der Gisela Friederike von H. aus Kulmsee, Kreis Thorn in Westpreußen (x001/170-174): >>Meine Heimat ist Westpreußen. Wir wohnten auf dem Gut bei Kulmsee, Kreis Thorn, in dem sogenannten Kulmer Land. ...

Am 22. Januar 1945 schlug die Abschiedsstunde. Wir konnten es nicht fassen, daß unsere teure Heimat in die Hände der Russen fallen sollte. Tagelang vorher waren 10 Wagen zum Treck vorbereitet worden. Im letzten Augenblick weigerten sich unsere polnischen Arbeiter, mitzukommen. So wurden in aller Eile 4 Wagen beladen, und wir verließen abends um 20 Uhr unser Gehöft in Richtung Kulm.

Da die Brücken durch die Wehrmacht überlastet waren, wurden die Trecks über die zugefrorene Weichsel geleitet. Zu diesem Zweck mußte man die ca. 10 m hohen Weichseldämme überqueren. Durch den starken Schneefall und die grimmige Kälte waren die höchstens 4 m breiten, steilen Dämme total vereist, nur unter Lebensgefahr für Menschen und Tiere zu überqueren. Ein Fehltritt der Pferde oder ein Abrutschen des Wagens nach rechts oder links hätte genügt, das ganze Gefährt zum Absturz zu bringen. Einigen ist es so gegangen, man sah unten zertrümmerte Wagen und tote Pferde liegen; noch unheimlicher war die Situation, weil sich alles in der Nacht abspielte. Wagen für Wagen wurde mit 4 Pferden den Weichseldamm heraufgezogen und auf der anderen Seite abgebremst nach unten gebracht.

... Unser Vorratswagen, der mit Hafer, Hufeisen, Schraubstollen, Spaten, Petroleum usw. beladen war, ging uns schon in der ersten Nacht verloren. Der Fahrer dieses Wagens war ein alter Mann, der den Anschluß an unsere ersten 3 Wagen verloren hatte. Die Pferde, die trotz warmer Decken sehr froren, (wurden) endlich etwas gefüttert. Das eiskalte Wasser, das wir von weit herbeischleppen mußten, tranken die armen Tiere gierig und ungerne ließen sie sich aufzäumen, weil die eiskalten Gebisse ihnen Schmerzen im Maul verursachten. Wir selbst froren, trotzdem wir dicke Pelze an hatten, unsagbar, denn der Ostwind stürmte Tag und Nacht. Ein unheimlicher Schneefall setzte ein, das Vorwärtskommen wurde immer mehr erschwert. Für uns gab es kein warmes Essen, wir lebten von gefrorenem Brot.

Tagelang waren wir nun schon unterwegs, immer weiter zog der Treck. ... Rücksichtslos jagte

die fliehende Wehrmacht an uns vorüber. Meine Mutter und ich lenkten einen Wagen allein; plötzlich streifte ein Wehrmachtswagen mit russischen Hilfstruppen der Wlassow-Armee unsere Pferde, riß ihnen die Fesseln blutig und brachte sie in einen derartig aufgeregten Zustand, daß sie kaum zu bändigen waren. Es waren edle Trakehner Zuchtstuten.

In Osche mußten wir wieder auf der Landstraße rasten, um die Pferde zu füttern; bald trieb uns ein Polizeikommandeur weiter mit dem Bemerken, die Russen wären 9 km hinter uns. Also zogen wir wieder los in Richtung Tuchel. Inzwischen hatte ein erneutes furchtbares Schneetreiben eingesetzt, so daß man nicht den Vorderwagen sehen konnte. Auch waren die Gräben von der Straße nicht zu unterscheiden. Rechts fuhren die Treckwagen in dichtgedrängter Kette, links mußte die Straße für die Wehrmacht frei bleiben.

Auf einem Waldwege war mein Vater mit seinem Wagen in eine Schneewehe geraten, ein Soldat wollte behilflich sein, lenkte den Wagen aber in einen Graben, so daß der Wagen umkippte und alles durcheinander fiel. Meine kleine Schwester lag unter Koffern und Kisten vergraben und schrie um Hilfe. Es war eine furchtbare Situation, mitten in der Nacht und bei Schneefall und 30 Grad Kälte im Walde in der Tucheler Heide. Von fern hörte man das Dröhnen der Kampfhandlungen, alles flutete an uns vorüber, und wir standen hilflos da!

Wir luden den Wagen ab, befreiten Sybille, der nichts geschehen war, und legten Ketten an, die wir vor die Pferde spannten, so gelang es uns nach vieler Mühe endlich, den Wagen wieder aufzurichten. Zum Glück war nichts zerbrochen, nur die Plane, mit der das Fuhrwerk überspannt war, hing in Fetzen herunter, so daß Schnee und Sturm freien Zutritt hatten. Wir brachten das Gepäck nun wieder auf den Wagen, und weiter ging die Reise.

Oft wurden wir gezwungen, die Pferde auszuspannen und gegenseitig vorzulegen, um über Geländeschwierigkeiten hinwegzukommen. Die vom Schnee nassen Schuhe waren steif gefroren, wechseln konnten wir sie nicht, die Hände konnten kaum mehr als die Leinen halten. ... Wo wir auch hinkamen, waren die Unterkünfte alle überfüllt, die Pferde mußten auch immer unter freiem Himmel rasten. Nirgends fanden wir Hilfe, von Kameradschaft und Volksgemeinschaft merkten wir nichts, jeder dachte nur an das eigene Fortkommen. In keiner Ortschaft wurde für Kinder und Säuglinge Milch oder Suppe bereitgehalten, darum starben auch so viele kleine Kinder und alte Leute, die man einfach in den Chausseegraben legen mußte, weil die Erde steinhart gefroren war und jeder vorwärts hastete.

Kurz vor Tuchel wurde die Straße für Zivilfahrzeuge gesperrt und die Trecks durch die Heide geleitet. Nun wurden die Schwierigkeiten für die Pferde noch größer, die Wege waren tief verschneit. ... Die Landschaft war zauberhaft schön, doch niemand hatte ein Auge dafür. Trotz der durch neuen Schneefall geschaffenen Hindernisse ging der Treck unaufhaltsam weiter, die Pferde gaben ihre letzten Kräfte her. Inzwischen war es längst Nachmittag geworden, früh brach die Dunkelheit herein. Da die Nacht hindurch getreckt werden sollte, wurden die Pferde noch einmal gefüttert und getränkt, das alles bei eisiger Kälte und starkem Nordostwind. Neben dem Wagen meines Vaters stand ein Wagen, auf dem eine Frau saß und furchtbar weinte. Als wir sie nach ihrem Kummer fragten, hob sie die Decke hoch, unter der ihr toter Mann lag. Es war keine Möglichkeit vorhanden, ihn zu begraben.

Wir fuhren nun in der inzwischen hereingebrochenen Nacht weiter, während es wieder stark schneite. Der Weg führte jetzt bergauf, große Schneewehen mußten passiert werden. In einer solchen Wehe blieben meine Mutter und ich mit dem Wagen stecken, die Pferde konnten uns nicht mehr herausziehen, so daß wir den Anschluß an die ersten beiden Wagen verloren, die immer weiter fuhren, weil mein Vater annahm, wir wären hinter ihm. Ich lief noch eine Strecke hinterher, konnte aber meinen Vater infolge des hohen Schnees nicht mehr erreichen. Wir versuchten nochmals, unsere Pferde anzuspornen, aber sie versagten, weil sie zu erschöpft waren.

In unserer Nähe rastete ein Litauer-Treck, diese Leute verweigerten uns jede Hilfe, um die wir

sie baten. So blieben wir mitten in der Nacht mutterseelenallein in der Tucheler Heide; in der Umgebung sahen wir die Blinkfeuer der in den Wäldern verborgenen Partisanen aufleuchten, es war schaurig und herzbeklemmend. ... (Bereits 1943 begann sich die Tätigkeit von Partisangruppen in der Tucheler Heide bemerkbar zu machen. Sie verübten Überfälle auf allein-stehende deutsche Gehöfte, denen neben alteingesessenen deutschen Bewohnern vor allem die Käufer und Treuhänder der vom deutschen Staat beschlagnahmten Grundstücke zum Opfer fielen).

Ein Bauer zog uns für eine ansehnliche Summe auf die Haupttreckstraße. Wir fuhren hier zwar noch ein Stückchen weiter, aber bald versagten die Pferde ganz. Wir waren gezwungen, die völlig ausgepumpten Tiere bei einem Bauern stehen zu lassen. Ein Wehrmachtsauto schleppte unseren Wagen in kurzer Zeit nach Czarsk (Heiderode), wo wir hofften, meinen Vater wiederzufinden. Vergebens, er war schon weitergefahren, weil er uns nun voraus glaubte. Wir ließen nun den Wagen in Czarsk stehen. ...

Soviel wir irgendwie tragen konnten, packten wir an wertvollen Sachen zusammen und versuchten, mit der Bahn weiterzukommen. Auf unserer Irrfahrt hielten wir uns kurz in Berent, Karthaus und Lauenburg auf; wir fuhren auf Lokomotiven und offenen Güterwagen. Als wir Bütow erreichten, mußten wir hier einen längeren Aufenthalt nehmen, da ich infolge einer Nervenlähmung in beiden Beinen keinen Schritt gehen konnte und mich in ärztliche Behandlung begeben mußte.

Nach etwa 14 Tagen erhielten wir von Verwandten aus Stolp die Nachricht, daß mein Vater mit seinem Treck in Stolp eingetroffen wäre. Da sich mein Zustand gebessert hatte, reisten wir ab und trafen endlich bei meinem Onkel ... in Stolp mit meinem Vater zusammen, der erschöpft war und gefährliche Frostschäden an Händen und Füßen hatte. ... Nach einigen Ruhetagen wollten wir weiter flüchten. Da erkrankten meine Schwester und ich an Masern, und zwar ich selbst so schwer, daß man für mein Leben fürchtete. Wir waren also gezwungen, in Stolp zu bleiben, und erlebten den Russeneinfall (am 8. März).

Am 7. März wurde Stolp geräumt, und am nächsten Morgen waren die ersten Russen da, die uns im Luftschutzkeller überraschten. Sie nahmen uns ... (zuerst) alle Goldsachen fort, die wir leider vorher nicht abgelegt hatten, es waren 2 Trauringe, 3 Wappenringe, 2 goldene Damenuhren und eine goldene Herrentaschenuhr mit goldener Kette.

Durch die Sprengungen der Stolpe-Brücken durch unser deutsches Militär waren die Häuser in der Nähe der Brücken stark beschädigt, darunter auch das Haus meiner Verwandten. Tür- und Fensterrahmen waren herausgerissen, so daß die Russen freien Zugang hatten. Eine verschlossene Tür wäre auch sowieso kein Hinderungsgrund gewesen, denn der Gewehrkolben hat ganze Arbeit gemacht.

Unsere Verwandten, die aus dem Baltikum stammten und auch nicht geflüchtet waren, sprachen russisch und lettisch, was uns einen gewissen Schutz gewährte. Wir saßen wie im Gefängnis, niemand durfte es wagen, auf die Straße zu gehen, denn Männer und Frauen verhaftete man von der Straße weg.

Täglich suchten uns mehrere Trupps russischer Soldaten heim, die mitnahmen, was ihnen gefiel. So fielen ihnen nach und nach Kleider, Anzüge, Pelze, Stiefel usw. zum Opfer. Besonders begehrt waren Uhren, und da unsere Armbanduhren schon gestohlen waren, nahmen sie alle erreichbaren Wecker, im ganzen 8, die wir uns immer wieder aus zerstörten Wohnungen geholt hatten, da wir nicht ohne Uhr sein konnten.

Die Stadt Stolp, die bis auf die Brücken völlig unzerstört in die Hände der Russen fiel, wurde von ihnen ... planmäßig angesteckt. Dazu schoß man jeden Nachmittag zwischen 15 und 16 Uhr Brandbomben in die Häuser der Innenstadt, und das 14 Tage lang. Hatte sich das Feuer beruhigt, fachte man es mit neuen Brandbomben an, und so bestand in kurzer Zeit das Geschäftsviertel nur noch aus Ruinen. Das Flammenmeer, das uns stündlich bedrohte, war grau-

enhaft anzusehen. Feurige Funken flogen wie Regen durch die Luft, so daß sich der Brandherd immer mehr vergrößerte. Unser Haus retteten wir, weil wir alle Tage und bei Nacht unaufhörlich herumgingen und kleine Brände dadurch löschen konnten. Auf den Straßen bot sich ein grauenhaftes Bild. Völlig ausgeplünderte Trecks mit abgetriebenen Pferden und Kühen trieben sich umher, auf den Plätzen stand herrenloses Vieh. ...<<

Evakuierungsmaßnahmen im Kreis Zempelburg

Erlebnisbericht des Kreisbauernführers G. P. aus Grünlinde, Kreis Zempelburg in Westpreußen (x001/174-176): >>Es war am 18. oder 19. Januar 1945, als die ersten russischen Panzer in die Nähe unserer Kreisgrenze bei Immenheim kamen und diesen Teil des Kreises in helle Aufregung und Fluchtstimmung versetzten.

Eine Anzahl von Bauernfamilien setzte sich gleich in Bewegung, zumal die Bewohner des Kreises Wirsitz zum Teil schon aufgebrochen waren und der Flüchtlingsstrom von jenseits der Weichsel schon seit einigen Tagen auch unseren Kreis überflutete.

Dies alles veranlaßte den Kreisleiter Bütow, eine Versammlung auf Sonntag, den 21. Januar 1945, einzuberufen, zu welcher die Führer der Formationen und der Gliederungen der Partei sowie die Zellenleiter, Bürgermeister, Polizeiführer und Bezirksbauernführer des ganzen Kreises befohlen wurden. Er sprach zu diesem Gremium als Verteidigungskommissar und beruhigte die Versammelten mit optimistischen Worten und Plänen. Eine Division der Waffen-SS wäre unterwegs, um Bromberg und Umgebung wieder vom Feinde zu säubern.

Ein Räumungsbefehl käme vorerst gar nicht in Frage, da bisher nur erst drei Kreise hinter der Weichsel Befehl zur Räumung erhalten hätten. Grund zur Beunruhigung sei noch nicht gegeben, er stände in fast ständiger Verbindung mit dem Gauleiter, und der würde, wenn es überhaupt soweit kommen sollte, schon rechtzeitig den Räumungsbefehl erteilen. Außerdem wolle er in den nächsten Tagen einen starken Stoßtrupp von besonders zuverlässigen Volkssturmeinheiten aufstellen, die, mit Panzerfäusten bewaffnet, auch stärkere Panzereinheiten abzuschlagen in der Lage wären.

Der Kreisbauernführer erwähnte, daß man trotzdem auch zunächst mit einer Evakuierung von Frauen und Kindern rechnen müsse (die Männer sollten laut Befehl restlos zur Verteidigung eingesetzt werden) und ruhig Vorbereitungen treffen sollte; wenn sie umsonst wären, wäre es um so besser.

Aus eigener Verantwortung empfahl er dann den Bürgermeistern und Ortsbauernführern, die Genehmigungen von Hausschlachtungen nunmehr örtlich zu regeln und dabei großzügig zu verfahren, damit jeder bei evtl. Flucht nicht mit leeren Töpfen auf die Reise ginge. Die Regelung fand bei allen Beteiligten wie auch die volle Zustimmung des Kreisleiters. Wie mir bekannt geworden, ist davon reichlich Gebrauch gemacht worden.

Am 23. Januar fuhr ich mit dem Schlitten zur Kreisstadt und begegnete einer Menge Truppen (lettische Waffen-SS), die neu eingekleidet und gut ausgerüstet in Richtung Osten in Bewegung war. Beim Kreisleiter angekommen, fand ich diesen in sehr guter Stimmung, dessen Optimismus soweit ging, daß er fast an einen Stillstand der Russenfront, ja, sogar an deren Zurückwerfung über die Weichsel glaubte.

Er war empört über diejenigen, die sich bereits aus unserem Kreis auf der Flucht befanden, und besonders über den Arbeitsdienst, der in der Nacht zum 23. Januar die Baracken in Zempelburg verlassen hatte, um sich durchziehenden Arbeitsdienstabteilungen anzuschließen, ... und eine ganze Anzahl von Gespannen aus dem Kreis mitführten, die sie gegen ihr Versprechen nicht am nächsten Tag zurückschickten und somit einigen Familien die Fluchtmöglichkeiten nahmen. Auf den mitgeführten Wagen wurden fast ausschließlich Privatgüter der RAD-Führer befördert.

Ich empfahl dem Kreisleiter, trotzdem eine Räumung vorbereiten zu lassen, was er kurz und

bestimmt mit der Bemerkung ablehnte, daß dies Unsinn wäre und nur die Mißstimmung und Beunruhigung der Bevölkerung fördern würde. Er denke nicht daran, dem Defaitismus Vorschub zu leisten. Er werde im Gegenteil sofort Maßnahmen treffen, um jede weitere Flucht zu verhindern, und zudem auch die bereits geflohenen Familien, soweit sie noch erreichbar wären, zurückholen lassen. Tatsächlich hat er dann auch Volkssturmmänner an die Kreisgrenze beordert, die jeden Wagen aus dem Kreis anhalten und zurückschicken sollten.

Am 26. Januar brachen dann erneut Panzer, vom Nordosten kommend, in unseren Kreis bei Soßnow ein. Die Nachricht verbreitete sich schnell, und telephonisch bat ich den Kreisleiter, nunmehr doch den Räumungsbefehl zu geben. Nach erregter Debatte sagte er dann wörtlich zu mir: "Wer denn durchaus fliehen will, den will ich nicht mehr halten, der soll abhauen." Aber mit vaterländischem Pflichtbewußtsein und Treue zum Führer könne er das nicht mehr vereinbaren. Den Räumungsbefehl gebe er jetzt noch nicht. Er werde den einzelnen eingebrochenen Panzern sofort einige Volkssturmmänner entgegenstellen, um dieselben kurzerhand abzuschießen.

Um 18.00 Uhr rief die Polizei aus Zempelburg an und befahl kurz und bündig die Räumung, da Frauen und Kinder an der nun eingetretenen Front nichts mehr zu suchen hätten. Dies teilte ich sofort dem Kreisleiter mit und unterstützte die Anordnung der Polizei. Der Kreisleiter wurde wütend und sagte, die Polizei hätte keine Ermächtigung von ihm, in dieser Hinsicht Befehle zu erteilen, er werde die Schuldigen sofort zur Verantwortung ziehen und diese Anordnung rückgängig machen.

Ich versuchte dann auf eigene Faust einige Ortsbauernführer zu verständigen und ihnen eine sofortige Flucht nahezu legen, was mir auch in 6 Fällen gelang. Um 18.30 Uhr schnitt mir ein Trupp der Waffen-SS (Letten) die Telephonleitung ab und legte Feldkabel an, wobei sie mir erklärten, daß hier vorderste Frontlinie wäre. Daraufhin verständigte ich die Einwohner unseres Dorfes und des Nachbardorfes Hohenfelde. Wir beluden in den späten Abendstunden die vorbereiteten Wagen und brachen um 22.00 Uhr zur Flucht im Treck auf.

Am 27. Januar wurde Zempelburg von den Russen besetzt. Von einer organisierten Vorbereitung zur Flucht konnte keine Rede sein. Jeder war sich selbst überlassen. Am 22. Januar hatte der Kreisleiter lediglich die Landwacht und den Volkssturm für einige Tage beurlaubt, damit sie zu Hause einiges für die Flucht vorbereiten sollten. Ein Teil der Bevölkerung blieb zurück, weil sie sich zu Fuß nicht auf den Fluchtweg begeben wollte. Andere glaubten, ihnen geschehe nichts, wenn sie zu Hause blieben. Etliche blieben gleich in der ersten Nacht im Schneegeöber stecken, und wiederum ein Teil kehrte nach einigen Tagen ... aus Verzweiflung über die Strapazen wieder zurück.

Das Gros jedoch konnte sich absetzen. Die Umgebung von Vandsburg floh am Sonnabend, dem 27. Von dem Geschick, nicht fliehen zu können, wurden wegen Transportmangels die Städte mehr betroffen als das Land. Einen Räumungsbefehl hat es für unseren Kreis nie gegeben.

Angesichts der Vielzahl der russischen Panzer verließ auch der letzte Stoßtrupp des Volkssturmes, der am Stadtrand von Zempelburg Stellung bezogen hatte, ohne Schuß auf den Feind in den frühen Morgenstunden des 27. Januar 1945 die Kreisstadt. Der Kreis ist dann später von der Letten-SS-Division bei Cammin verteidigt worden.<<

Flucht im Januar 1945, Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen in Ostpommern

Erlebnisbericht der Ingeborg W. aus Lindenwald, Kreis Wirsitz in Westpreußen (x001/178-179): >>Am Freitag, dem 19. Januar 1945, wurde anlässlich eines Amtswalterappells in Lindenwald gesagt, daß jeder, der das Dorf vorzeitig verläßt, als Deserteur gilt.

Sonntagmorgen läutete bei uns das Telefon, und eine Bekannte teilte uns mit, daß der Kreis

Bromberg den Befehl zum Räumen erhalten hätte. Auf wiederholte Anfragen beim Ortsgruppenleiter und den Amtsleitern bekam man immer wieder den Bescheid, daß dies die Wehrkraft zersetzende Gerüchte wären und daß ein Räumungsbefehl unbedingt abzuwarten sei. Um so erstaunter waren wir, als kurz nach Mittag der weibliche Arbeitsdienst Lindenwald verließ. In den späten Nachmittagsstunden wurde dann bekanntgegeben, daß Frauen mit kleinen Kindern die Ortsgruppe verlassen könnten, allerdings bestand die strenge Anordnung, daß alle Pferde dazubleiben hätten.

Nachts um 11 Uhr kam dann der Räumungsbefehl. Alle Männer hatten dazubleiben und sich dem Volkssturm zur Verfügung zu stellen. In der Nacht wurde in allen Häusern fieberhaft gepackt, und beim Morgengrauen verließ der Treck Lindenwald. Das Gut hatte für diejenigen, die keine eigenen Fuhrwerke besaßen, Wagen und Pferde zur Verfügung gestellt. Außer Lindenwald hatten sich die Dörfer Falkenthal, Buchheim, Groß- und Kleintonin und Bischofsthal dem Treck angeschlossen. Wiesenthal und Grünfelde hatten sich selbständig auf die Flucht begeben.

Wir kamen aber nicht weit, in Vandsburg war die Chaussee gesperrt, da angeblich 4.000 gefangene Russen aus der Festung Thorn ins Reich transportiert werden mußten. Bis die Dämmerung hereinbrach, standen wir bei -20° auf der Landstraße, dann fuhr ein Wagen nach dem anderen wieder nach Hause zurück. Indessen kam der Lärm der Geschütze immer näher, heiße Kämpfe um Bromberg waren im Gange.

Es wurde sofort versucht, Verbindung mit Wirsitz und anderen Orten des Kreises aufzunehmen. Leider blieb es bei dem Versuch, da alle Orte bereits geräumt waren. Nun waren wir auf uns selber angewiesen. Jeden Tag kamen die Männer auf dem Gut zusammen, um zu beratschlagen.

Donnerstag früh flutete das deutsche Militär auf seinem Rückzug in das Dorf herein. Sie waren sehr erstaunt, die Bevölkerung noch anzutreffen, da die Russen bereits in Bachwitz, 6 km ab, waren. Jetzt ging es Hals über Kopf los. Mittags um 12 Uhr verließen wir das zweite Mal Lindenwald. Nun waren auch die Männer mit dabei. Diesmal wählten wir einen anderen Weg. Es ging über Rogalin, Jastremken, Zempelburg bis Neu-Battrow und Linde. Nachts um 12 Uhr kamen wir dort an und verteilten uns auf die einzelnen Bauernhöfe.

Am nächsten Tag gegen Abend sollte es weitergehen, da aber ein heftiger Schneesturm eingesetzt hatte, war an ein Fortkommen nicht zu denken. Die Lindenwalder quartierten sich in Battrow in der Schulklasse ein, die anderen in den umliegenden Bauernhäusern und in Linde. Während in Lindenwald der Geschützdonner stündlich näher kam, herrschte hier vollkommene Ruhe.

Wir fühlten uns sicher und geborgen. Daher kam es auch, daß der Gutsverwalter S. nicht auf die Bitten der Frauen, weiterzufahren, einging. Im Radio (war fortwährend) bekanntgegeben worden, daß Himmler an der alten Grenze hinter Schneidemühl mit 4 SS-Divisionen bereitstünde. Da wir uns nun schon auf reichsdeutschem Gebiet befanden, hofften wir, daß alles gut vorübergehen würde.

Am Sonntag versammelte sich die Gemeinde im Schulhaus zum Gottesdienst. Auch die einheimischen Dorfbewohner, soweit sie nicht geflohen waren, nahmen daran teil.

Das Radio meldete immer noch Kämpfe um Bromberg. Um so erstaunter waren wir, als am Montag plötzlich die Russen da waren. Sie waren bei Zempelburg durchgebrochen. Gleich in der ersten Nacht wurden die Wagen geplündert und die Pferde ausgespannt und mitgenommen. Mancher verlor dabei schon sein ganzes Hab und Gut. Da die Schule direkt an der Straße lag und die vielen Menschen einen Anziehungspunkt für die Russen bildeten, zogen die meisten aus und suchten sich ein Quartier in den leerstehenden Bauernhöfen. Herr S. wurde gleich in den ersten Tagen erschossen, da in dem Haus, in dem er mit seinen Pferden Unterschlupf gefunden hatte, angeblich Waffen gefunden wurden. Aus dem gleichen Grunde wur-

den auch der Bäcker L. und der Schmied W. erschossen.

Am 30. Januar setzten die Deutschen zur Gegenoffensive an. Wir befanden uns nun zwischen den Fronten, die an mancher Stelle nur 1 km auseinander waren. Ringsumher brannten die Gehöfte, man konnte deutlich Abschluß und Einschlag der Granaten verfolgen. Jeden Abend glaubte man, daß am nächsten Morgen die deutschen Truppen bestimmt da sein würden. Als sich die Russen nach 4tägigem Kampf zurückziehen mußten, nahmen sie uns Flüchtlinge mit zurück. Sie schickten uns wieder in unsere Dörfer, wo wir nach mühevолlem Wandern mit Alten, Kranken und kleinen Kindern nach Tagen wieder ankamen. Wir hatten immer gehofft, daß uns die Deutschen, die bis Zempelburg hinter uns herzogen, eines Tages einholen würden. ...<<

Flucht im Januar 1945, Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen in Ostpommern

Erlebnisbericht der H. H. aus Nakel, Kreis Wirnitz in Westpreußen (x001/180-181): >>In der Nacht vom 20. zum 21. Januar 1945 kam ganz plötzlich der Befehl, in zwei Stunden müßten wir Nakel verlassen.

Wir packten unser Allernotwendigstes ins Köfferchen, die Betten in den Sack, und zum letzten Mal traten wir aus unserem Häuschen. Mein Mann brachte mich mit unserer Tochter bis zu J., wo wir uns noch bis zum nächsten Tag aufhielten, weil wir noch immer nicht glauben wollten, daß es tatsächlich zur Flucht kommen sollte. Mein Mann machte uns in der Zwischenzeit noch eine Zeltplane über unsern Pferdewagen, damit wir etwas Schutz hatten vor der grimmigen Kälte. Er brachte uns dann ab und zu eine Nachricht, wie und was sich draußen abspielen würde. Es zogen immer mehr Bewohner Nakels ab.

Als es dann wieder Nacht wurde, vom 21. zum 22., und mein Mann gar nicht mehr wiederkam, wir aber schon ab und an einen Schuß fallen hörten, da hielten wir es auch für richtiger, loszufahren. So schrieb ich noch einen kleinen Abschiedsbrief an unseren Vati und legte ihn auf den Tisch. - Später ist mein Mann doch noch einmal kurz in die Wohnung gelaufen, um nach uns zu sehen, da fand er nur noch die wenigen Zeilen vor. - Meine Schwägerin mit ihren beiden Kindern, noch eine Schwägerin von mir und ich mit meiner Tochter bestiegen dann nachts 2 Uhr den Wagen und fuhren über Mrotschen - Vandsburg - Flatow - Jastrow.

8 km hinter Jastrow, das Dorf hieß Briesenitz, überholte uns der Russe. Wir hatten uns in Vandsburg 5 Tage aufgehalten, da es so furchtbar kalt war und die Pferde auch nicht recht fort wollten. Wir waren ja auch zu unkundig, mit Pferden umzugehen, und hatten wohl zu viel Mitleid mit ihnen. Außerdem hofften wir immer noch, der Russe würde wieder zurückgeschlagen. Kurz nach unserem Fortfahren aus Nakel ist dann der Russe dort eingezogen. In Vandsburg trafen wir dann mit Familie A. aus Nakel zusammen und sind dann immer zusammengeblieben. Ebenso mit einer Frau Gertrud W. mit ihrem 7-jährigen Sohn.

Am 31. Januar war es dann wohl, wo wir den Überfall der Russen erlebten. Wir waren spät-abends auf ein Gehöft gefahren, um dort die Nacht zu verbringen. Im Hause war alles voll belegt mit deutschen Soldaten und Flüchtlingen. Meine Schwägerin bekam mit den Kindern noch einen Platz auf dem Fußboden. Ich blieb mit meiner Tochter und der anderen Schwägerin draußen auf dem Wagen. Natürlich haben wir nicht geschlafen, denn es war bitterkalt. Um Mitternacht wurde es plötzlich ringsum hell, überall brannte es. Das Schießen wurde auch immer heftiger und kam immer näher.

Auf einmal pfffen Kugeln über unsere Köpfe. Auch im Haus wurde alles lebendig, und alle bestiegen die Wagen, um weiterzufahren. Doch wir kamen keine 500 Meter, da wehten uns die Geschosse nur so um die Ohren. Die Russen hatten sich an beiden Seiten der Straße niedergelassen. Die Pferde unseres Vordermannes wurden gleich getroffen, und der Wagen kippte in den Graben. Beide Insassen, ein älteres Ehepaar, kamen nur mit knapper Mühe davon.

Wir drehten gleich wieder um, so schnell es ging, denn es war ja sehr glatt und die Pferde waren durch das Schießen und die Feuer wild geworden. Jedenfalls waren es furchtbare Minuten, wo wir Gottes Wunder buchstäblich erlebten. So warteten wir dann auf dem Gehöft alles weitere ab. ...

Mit dem Tagwerden kamen dann die ersten Russen herein, in jeder Hand eine Pistole. Einer ritt auf dem Pferd sogar bis ins Zimmer. Dann haben sie alles durchsucht, ... um Uhren und Schmuck abzunehmen. Ich habe meinen Trauring eingebüßt. So haben sie es dann tagelang mit uns getrieben, auch das, soweit wir noch was hatten, (wurde uns) fortgenommen.

Nach den russischen Vorposten kamen dann polnische Soldaten, wohl die kämpfende Truppe. Und weil die ... (Kämpfe) dort gerade in Briesenitz 14 Tage andauerten, kamen immer mehr Soldaten hinzu. ... Es waren furchtbare Tage, aber es sollte noch schlimmer kommen. Hin und wieder gab es auch mal einen vernünftigen polnischen Soldaten, der uns dann etwas Essen brachte oder den Kindern mal ein Stück Brot zusteckte. Ein polnischer Soldat riet uns, (in das nächste Dorf) zu gehen, da wir hier dicht an der Straße lagen und es immer gefährlicher wurde.

Sind dann 2 km weiter seitlich gegangen. Zamborst hieß das Dorf und lag etwas weiter ab von der Schußlinie. Unsere Betten hatten wir inzwischen auch schon eingebüßt und so nahmen wir nur unsere Kinder und ich noch meinen Koffer und machten uns voller Angst auf den Weg. (Wir) wurden öfter angehalten und bedroht, aber wir kamen doch (in das 2 km entfernte Dorf Zamborst). Wir mußten uns erst ein Zimmer wohnbar machen, ... und waren froh, hier mehr Ruhe zu haben. Aber wir hatten uns sehr getäuscht. Dort ging dann erst das Herzeleid an. Bald kamen die ersten Russen, machten auf dem Gehöft Rast, und dann wurde gesoffen. Die verschlossenen Türen wurden erbrochen, die Fenster schlugen sie ein, und dann suchten sie sich ihre Beute. So ging es Tag und Nacht, und immer mußten welche dran glauben. Auch ich bin nicht verschont geblieben, trotz Bitten und Flehen.

Ich war ja bereit, mich erschießen zu lassen, was sie auch tun wollten, aber was sollte aus meinem Kind werden. Ich konnte es nicht übers Herz bringen, sie allein in der fremden Welt zu lassen, und so mußte ich allerfurchtbarste Erniedrigungen über mich ergehen lassen. Es war manchmal zum Verzweifeln, aber dann griff unser Herrgott ein. Eines Tages hat ein Russe (Mongole) den anderen in unserem Zimmer erschossen. Wohl nicht absichtlich, aber es hat wohl sein müssen. Nach diesem Ereignis bekamen wir Ruhe, denn die Kommission kam dann raus, und es wurde schärfer durchgegriffen. ...

Inzwischen kamen polnische Verwalter auf die umliegenden Güter und holten sich dann die jüngeren Kräfte zur Arbeit. So haben wir dann auf dem Gut in Briesenitz genau 1 Jahr gearbeitet.<<

Flucht in Richtung Danzig im Februar 1945, Überrollung durch sowjetische Truppen im Kreis Karthaus im März 1945, Internierung und Rückkehr von März bis April 1945

Erlebnisbericht der Charlotte H. aus Rospitz, Kreis Marienwerder in Westpreußen (x001/275-278): >>Am 22. Januar 1945 verließ ich mit unserem Treck das kleine Dorf Rospitz bei Marienwerder. Mein Mann wurde zum Polizeidienst bestimmt und mußte zurückbleiben. Ich fuhr mit einer Familie, die bei uns wohnte, und einem Polen in die kalte Winterlandschaft hinaus. Es herrschte Glatteis, und schon nach kurzer Zeit gab es zerbrochene Wagen und Verletzungen bei den Pferden. Wir kamen trotzdem gut weiter und übernachteten in einer Molkerei, deren Besitzer auch schon geflüchtet war. Eine junge Frau war wahnsinnig geworden und versuchte, sich und ihre Kinder umzubringen, und wir hatten Mühe, sie davon abzuhalten. Es war die erste Schreckensnacht.

Ganz früh ging es weiter der Weichsel zu, doch erst am 24. Januar waren wir so weit, da die Straßen verstopft waren. Nie hätte ich mit den fremden Leuten die Überfahrt über den steilen

Weichseldamm gewagt, doch plötzlich stand mein Mann vor mir, und alles ging gut.

Wir hatten nun jenseits der Weichsel in einem Bahnwärterhaus Unterkunft gefunden, doch schon nach einer Stunde gab es russischen Artilleriebeschuß und die ersten Verwundeten, wir sahen Feuerschein in Marienwerder. So mußten wir dann wieder in die kalte Nacht hinaus und fuhren stundenlang durch einen tiefverschneiten Wald und mußten im Freien übernachten, da sonst nirgends Platz war.

Am anderen Tag fanden wir endlich in einem Bauernhause Unterkunft und waren gezwungen, zwei Tage zu rasten, da die junge Frau und ihr zwei Monate altes Kind auf unserem Wagen krank wurden. Dadurch kamen wir von unserem Treck ab.

Im größten Schneegestöber mußten wir weiter und sahen Preußisch Stargard unter Bombenhagel in Flammen aufgehen und entkamen 10 Minuten vor dem Großangriff auf den Schönecker Bahnhof, dem ein langer Verwundetenzug und viele Flüchtlinge zum Opfer fielen. Schaurig tönten die Schreie der Menschen durch den frühen Morgen, und viele irrten halb entkleidet auf den Feldern umher. Die Straßen waren plötzlich von Militär überflutet, und wir wurden mitgetrieben.

Dann wurde uns das Fahren bei Tage verboten, und wir mußten nachts fahren, und tagsüber gab es keine Unterkunft. Ich sehe immer noch den Blick unserer braven Pferde vor mir, als wollten sie fragen: "Wann kommen wir in unseren Stall?" Endlich nahm uns ein großes Gut auf, wo wir fast eine Woche ausruhen konnten. Die Familie mit dem kleinen Kind übernahm ein Wehrmachtsauto.

Als wir bei Karthaus durch einen Wald fuhren, bot sich uns ein grauenvoller Anblick. Die Straße war von Wagenrümmern und toten Pferden übersät. ... Unsere Pferde rasten bis zum nächsten Ort. Dort hörten wir, daß dort ein großer Treck von russischen Bombern total aufgerieben worden war. 40 Tote waren schon beerdigt, und viele Schwerverletzte lagen im Sterben.

In Karthaus mußten wir eine Nacht auf einem freien Platz übernachten. Die Pferde standen bis an die Knie im Schneematsch, hatten sich dann vor Müdigkeit hingelegt. Als es gegen Morgen froh, waren sie festgefroren. Als ein alter ostpreußischer Bauer seine Pferde so sah, war er so verzweifelt, daß er weinte. Er bekam einen Herzschlag und fiel neben seinen Pferden tot hin. Ich suchte eine Baracke auf, um etwas Kaffee zu besorgen; doch da waren gerade die Überlebenden vom Haff angekommen, und es spielten sich so furchtbare Szenen ab, daß ich das Kaffeeholen aufgab und fortging.

Etwa 30-40 km vor Danzig machten wir wieder eine längere Rast. Mein Mann hing zu sehr an der Heimat und wollte sich nicht zu weit entfernen. Das wurde ihm zum Verhängnis. Wir wurden von Russen eingeholt, im Keller unserer Wertsachen beraubt und mit ungefähr 20 Menschen eingeschlossen, während es draußen tobte, als wenn die Welt unterging. Plötzlich bekamen wir unsere Freiheit wieder, und bei stärkstem Sperrfeuer liefen wir 2 ½ Stunden über einen tiefverschneiten Sturzacker und überquerten schließlich die Hauptstraße, die von russischen Truppen überfüllt war. –

Wir wollten wieder in die Heimat. In einem Hohlweg hielten uns einige Russen an, und mein Mann mußte mitgehen. Als er sich von mir verabschieden wollte, wurden wir mit Kolbenschlägen der Russen auseinandergetrieben, und ich mußte zurückbleiben. Mein Mann rief mir noch zu: "Gehe nach Hause und warte auf mich!" Es war der 13. März 1945, und ich sah meinen Mann zum letzten Mal.

Ich versuchte nun, die Vorauseilenden einzuholen, doch erst am späten Abend erreichte ich den Trupp am Waldrand. Wir wollten zur Försterei, da wir hofften, dort keine Russen vorzufinden. Doch plötzlich ertönte ein vielstimmiges "Stoi", und Gewehrläufe blitzten uns entgegen. Gleich darauf hörte ich die Frauen vorne aufschreien und Schüsse fallen. ... Um den Russen nicht in die Hände zu fallen, lief ich allein in den Wald. Da noch immer geschossen

wurde, lief ich wie gehetzt immer weiter, bis ich erschöpft in einem Tannendickicht liegenblieb. ...

Als es zu tagen anfang, suchte ich nach einer Lichtung, vermied die Hauptwege, und erst als es Abend wurde und ich schon damit rechnete, die zweite Nacht im Wald zu verbringen, hörte ich Hähne krähen, ging dem Schall nach und sah 2 Gehöfte vor mir liegen. Es regnete. Hungerig, total zerrissen und zerkratzt und von Angst gepeinigt, daß es Polen sein könnten, schlich ich mich auf ein Gehöft und bat um Unterkunft für die Nacht. Sie wurde mir gewährt.

Der Besitzer, ein Bessarabien-Deutscher, war auch schon beim Packen, man erwartete jeden Augenblick die Russen und den früheren Besitzer, einen Polen. Beide trafen auch ein. Die Russen plünderten und erschossen Zuchtvieh usw., trotzdem der Pole kniefällig um Schonung ... bat. Bei dem Bessarabien-Deutschen bedankte er sich für die gute Bewirtschaftung. ... Ich stellte mich den Russen gegenüber stumm und blieb unbehelligt.

Am frühen Morgen zogen die Familie mit 7 Kindern und ich wieder auf die Landstraße hinaus. Wir trafen noch mehrere Flüchtlinge, diese wurden dann im Wald von den Russen ausgeplündert. Ich besaß nichts mehr.

Wir kamen in ein ehemaliges englisches Gefangenenlager in Karthaus. Dort waren schon mehrere Leidensgefährten. Wir mußten schwer arbeiten ... und erhielten dafür die Speisereste der Russen. Drei Wochen furchtbaren Erlebens brachten wir dort zu, von Ungeziefer gepeinigt, ohne Trinkwasser und nachts ohne Schlaf. Türen und Fenster wurden eingeschlagen, und wir waren (den Russen) rettungslos ... ausgeliefert.

Nie werde ich das Wehgeschrei einer jungen Lehrersfrau vergessen, die unterwegs ihr erstes Kind geboren und an der Brust operiert war. Immer wieder rissen die Russen ihr den Verband ab, da sie Tarnung vermuteten, trotzdem die Schwiegermutter kniefällig um Gnade bat. Ein Bauer aus Ostpreußen, dessen Frau unterwegs verstorben war, hatte 3 Töchter. Die jüngste Tochter war 13 Jahre alt. Er warf sich immer wieder den Russen entgegen, um seine Kinder zu schützen. Da beseitigten ihn diese Unmenschen. ...

Die Frauen wurden besinnungslos geschlagen, um sie gefügig zu machen, sogar alte Frauen über 80 Jahre waren dabei. Eines Nachts kamen 30 Mongolen, total betrunken - es ist nicht wiederzugeben, was sich da abspielte. Ich wurde stets vor dem Ärgsten bewahrt, da ich keine Furcht zeigte und die Gefahr mir ungeahnte Kräfte gab. Wenn mir auch die Pistole auf die Brust gesetzt wurde, ich gab nicht nach - was hatte ich denn noch zu verlieren!

Dann kamen zwei furchtbare Tage, an denen die Polen die Herrschaft hatten. Es war am Karfreitag 5 Uhr früh. Vier Milizangehörige, fanatische Burschen, holten uns vom Lager zur Arbeit. Zehn Frauen wurden gebraucht - ich als erste. Als sie dann zählten, war eine zu viel, und ich wurde als älteste zurückgestellt. Die anderen Frauen wurden ohne Essen in den rauen Regentag hinausgetrieben. Die Männer, alte ostpreußische Bauern, mußten unter Fußtritten mit den Händen die Aborte leeren.

Wir Zurückgebliebenen waren glücklich, bei der Wäsche bleiben zu dürfen. Als es dunkel wurde, machten wir uns um die Frauen große Sorgen. Die Kinder weinten, und da es immer später wurde, zweifelten wir an dem Zurückkommen. Endlich, kurz vor Mitternacht, kamen sie völlig durchnäßt und ausgehungert an. Das von uns aufgesparte Essen verschmähten sie und warfen sich todmüde, weinend auf ihr armseliges Lager. Viele fanden nicht einmal die erlösenden Tränen, sie waren wie versteinert. Zwei Frauen bekamen Krämpfe, und drei bekamen Schüttelfrost und lagen am nächsten Tag im hohen Fieber, eine starb.

Die Polen hatten sie 20 km bis kurz vor Berent getrieben. Dort mußten sie Stämme schlagen und die Straßen ausbessern. Sie waren den ganzen Tag ohne Nahrung geblieben, und abends mußten sie wieder die 20 km zurückgehen. Wer die Arbeit nicht schaffte, wurde schwer mißhandelt. Dieses meldeten wir einem höheren russischen Offizier, und die Polen blieben fort. ... Jeder Tag brachte neues Leid.

Drei ostpreußische Familien, eine Familie aus Bessarabien und ich beschlossen, aus dem Lager zu fliehen. Mit einer Drahtschere wurde der Stacheldraht durchgeschnitten, und wir kamen ungesehen fort. Doch schon in der Stadt wurden wir angehalten und mußten die russische Kommandantur säubern, bekamen Essen und durften weitergehen. Im Wald suchten wir Schutz und versuchten, die polnischen Dörfer zu umgehen, aber immer wieder wurden wir aufgegriffen und mußten arbeiten.

Bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit flohen wir wieder, bis wir nach Dirschau kamen. Wenn wir in die Heimat wollten, mußten wir über die Weichselbrücke, aber die war zerschossen. ... Wir konnten uns auf eine Fähre schleichen und wurden übergesetzt. Unsere Freude war unbeschreiblich. Lachend und weinend umarmten wir uns, denn der Weg in die Heimat war jetzt frei – so glaubten wir.

In Marienburg wurden wir einen Tag aufgehalten. Wer noch deutsches Geld besaß, mußte es abliefern, dann erhielten wir Ausweise. Bis vor Stuhm wanderte ich mit den Ostpreußen zusammen. Von dort ging ich allein durch den Wald nach Marienwerder. Im Stuhmer Wald wäre ich fast das Opfer eines Irrsinnigen geworden. Zu meinem Glück kam gerade eine russische Streife und befreite mich.

Am 20. April ... wanderte ich bei strömendem Regen durch das zerstörte Marienwerder, ging ... bis zu meinem Dorf. Die Hälfte der Häuser war abgebrannt, darunter auch unser Haus. Bemerkenswert möchte ich noch, daß die Häuser nicht durch Kriegsereignisse zerstört waren, sondern, wie ich später selbst sah, schossen betrunkene Russen sie beim Feiern ihrer Orgien in Brand. Aus den unversehrten Häusern wehten rote Fahnen.

Unbemerkt schlich ich mich an unsere Ruine, in der Hoffnung, ein Lebenszeichen von meinem Mann vorzufinden - doch (ich fand) nichts. Als es völlig dunkel war, suchte ich die Häuser ohne rote Fahnen auf, und zu meiner großen Freude entdeckte ich Bekannte, von denen ich hörte, daß ungefähr 20 Familien zurückgekehrt waren.<<

Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen im Kreis Karthaus im März 1945

Erlebnisbericht des Bauern Wilhelm J. aus dem Kreis Berent in Westpreußen (x001/278-279):

>>Am 6. März 1945 wurde unser Heimatort Lienfelde, Kreis Berent, durch russische Panzertruppen (aus Richtung Alt-Kischau) überrollt. Erst gegen Sonnenuntergang konnten sich die einzelnen Trecks in Richtung Karthaus - Neustadt in Bewegung setzen. Leider gelangten nur wenige zum Ziel. ... Der größte Teil wurde schon in der Heimat, unterwegs oder im Raum Danzig-Gotenhafen von den Russen überrannt.

Ich selbst verließ mit meiner Mutter, 70, einem Onkel, 79, und einem Ostarbeiter (Russe), 20, gegen 16.30 Uhr den Hof, der schon seit den Mittagsstunden unter schwerem Panzerbeschuß lag, und war gegen 4 Uhr am 7. März in Karthaus.

Unterwegs war ich durch deutsche Truppen von den Nachbarn getrennt worden, fuhr gegen 10 Uhr in Richtung Neustadt weiter und bezog dann um 16 Uhr in Pommersdorf, Kreis Karthaus, Quartier.

Weiterfahrt am 8. März in schwerem Schneesturm über Lesno - Schönwalde, dort umgeleitet nach Gr. Kölln - Blücherode, Kreis Neustadt, nach Gotenhafen. Unterwegs bei Kollendorf gegen 17 Uhr durch Feldgendarmerie bei dem Siedler August K. in Kollendorf in ein Quartier gewiesen, da die Straßen schon vom Feinde bedroht wurden.

In der Nacht vom 8.-9. März wurde Kollendorf von den Deutschen geräumt, und es bestand keine Möglichkeit, uns zu benachrichtigen. In den frühen Morgenstunden des 9. (März) entwickelten sich dann schwere Panzerkämpfe um Kollendorf und in den umliegenden Wäldern. ... Eine weitere Flucht war nicht möglich. 3 ostpreußische Trecks, die es versuchten, wurden unter unseren Augen zusammengeschossen.

Unsere Unterkunft ... entging den Russen bis zum 11. März. Da, gegen 9 Uhr früh, schlug

auch unsere Stunde, und 20-25 Russen stürzten ins Gehöft. Mit Kolbenstößen wurden wir in (einem) Zimmer zusammengetrieben und nach Wertsachen und Waffen durchsucht. (Wir) mußten uns dann mit erhobenen Händen an die Wand stellen. Frau N. ... und ihre beiden Töchter, 16 und 14, wurden herausgegriffen. ...

Nebenbei wurde dann unser ... Fluchtgepäck geplündert und der Rest zerfetzt und in den Dreck getreten. Brauchbar war nicht mehr ein Stück. Dann, gegen 17 Uhr, zogen die Banditen weiter. Wir machten unseren Treck wieder fahrbereit, um in der Nacht auszubrechen.

Da, gegen 22 Uhr, klopfte es wieder an Fenster und Tür, zu unserer ungeheuren Freude war es eine deutsche Panzerdivision im Durchbruch von Stolp auf Gotenhafen begriffen. Jetzt (hieß es), schnell anspannen und anschließen. ...

Schon nach 2 km wurde mein Wagen zusammengeschossen. Vom eben verlassenen Hof wurden schnell Ersatzteile geholt, und weiter rollte der Treck unter schwerstem feindlichen Beschuß über Felder und durch Wälder. Die deutsche Panzerdivision hatte eine "Igel-Formation" gebildet. Im Morgengrauen hatte uns der Russe wieder fest, und erst mittags ging's wieder unter schwersten Kämpfen schrittweise weiter. Haufenweise blieben Flüchtlings- und Wehrmachtsfahrzeuge zerschossen zurück. Die Opfer an Menschen (waren) unbeschreiblich.

Gegen 14 Uhr brach mein Wagen zum zweiten Mal zerschossen zusammen. Zum Glück blieben Menschen und Pferde unverletzt. Es gelang uns, von einem nahe gelegenen Hof noch fahrbaren Ersatz zu beschaffen und endlich über Groß- und Klein-Katz, wo wir nochmals einen Feuerüberfall erlebten, hierbei wurde ein Pferd und ich leicht verwundet, gegen 2 Uhr am 13. März mit meiner Familie und Familie K. Gotenhafen zu erreichen.

Dort (bekamen wir ein) Quartier im Keller der Stadthalle. Nie hätte ich dieses Ziel erreicht, da ich beinbehindert war, wenn nicht unser Ostarbeiter (Russe) so treu zu uns gehalten hätte. Leider mußte er, als wir am 25. März nach Dänemark eingeschifft wurden, in Gotenhafen zurückbleiben.

Ende Februar 1948 kamen meine Mutter und ich aus Dänemark und erhielten hier Wohnung.<<

Flucht nach Hela, Schiffstransport auf die dänische Insel Bornholm und Rücktransport im Mai 1945

Erlebnisbericht des Bürgermeisters Helmut M. aus Kahlberg, Kreis Elbing in Westpreußen (x001/286-291): >>Am Abend des 23. Januar erreichte uns die letzte Nachricht aus Elbing: Der Russe ist in der Stadt.

In der Nacht kamen Flüchtlinge aus dem gegenüberliegenden Tolkemit über das Eis. Die ersten Tragödien begannen sich abzuspielen, als ein Eisbrecher der Firma Schichau durch die Eisdecke des Frischen Haffes eine Fahrinne brach, um noch mit einigen anderen Schiffen in die See zu gelangen. Über die Fahrinne wurden schmale Bretter gelegt, über die gerade immer eine Person gehen konnte. Alles andere blieb auf der anderen Seite liegen und stehen, denn die Stege durften nicht belastet werden.

Doch der Herrgott hatte ein Einsehen. Wenn es auch hart war, daß er so eine Kälte schickte, aber er baute doch damit eine Brücke über das Wasser. Ohne diese Brücke wären doch Millionen nicht mehr aus Ostpreußen gekommen, da dadurch, daß Elbing so schnell in die Hände der Russen gelangte, dieser Weg ins Reich vollständig gesperrt war. Diese Brücke wurde vielen (der Weg in) das Grab und vielen der Weg ins Ungewisse.

Am 26. Januar wurde die Bevölkerung von Kahlberg-Liep mit Kriegsschiffen abgeholt. Die Abschiedsstunde hatte also schnell geschlagen. Die See war ruhig, als wäre sie mit der Einschiffung einverstanden, und sie begann dann auch gleich am Vormittag. Aber auch noch am späten Nachmittag wurden Nachzügler zu den Schiffen gebracht, die sich bis dahin nicht entschließen konnten, die Heimat zu verlassen und es dann doch taten, da schon erste Nachrich-

ten aus Tolkemit eintrafen, daß der Russe dort auch schon war.

Die See war inzwischen unruhig geworden, als hätte sie die Geduld verloren, immer noch mehr Leid und Abschiedsschmerz auf ihren Schultern hinwegzutragen. Gegen Abend wurde dann losgemacht. Noch einmal standen sie alle an der Reling. Die alten Fischer mit den harten zerfurchten Gesichtern, die etwas erzählen konnten vom Kampf mit den Stürmen und Wogen. Die alten Mütter, müde und voll Angst in die Zukunft blickend. Die Jugend, der es etwas Neues war, auf Kriegsschiffen zu fahren. Sie alle standen und sahen hinüber zu ihrer Nehrung. Der Leuchtturm von Kahlberg sandte keinen Gruß mehr über das Meer. Nur der dunkle Wald und die hellen Dünen grüßten herüber. Wie ein Streifen immer schmaler werdend, verschwand die Nehrung ihren Blicken im Meer, und immer standen sie noch und sahen und schauten.

Wahrscheinlich sahen sie hinter den Dünen und hinter den Wald in ihr Dorf, das jetzt verlassen dalag und das sie wohl nie mehr sehen würden. Die Fischerboote trieben herrenlos auf dem Meer herum, denn es war ja niemand da, der sie noch einmal an Land brachte. Als wollten sie ihren Herren nachfahren, die doch ein Leben lang mit ihnen gefahren waren, und sie jetzt einfach dem Meer überließen.

Inzwischen war es in dem stillgewordenen Dorf nicht mehr so still. Zurückflutende Soldaten streiften in aufgelösten Haufen durch die verlassenen Häuser. Die ersten Flüchtlinge aus Ostpreußen kamen und machten Quartier, und ich als zurückgebliebener Bürgermeister und die ca. 30 anderen Personen hatten Mühe, etwas Ordnung zu halten. ... Der Kampf um Elbing war anscheinend im Gange, man hörte es. Kriegsschiffe schossen von See aus über die Nehrung in die Stadt hinein.

Die folgenden Wochen bis Anfang März zogen unaufhörlich die ostpreußischen Trecks über die Nehrung. In fünf Ketten, auf dem Eis des Haffes, die Dorfstraße, die Waldchausee, einen Dünenweg, der noch gebaut wurde, und am Strand entlang zogen sie dahin. In den Gesichtern der Menschen saß der Abschiedsschmerz, aber noch mehr die ausgestandene Angst beim Überfahren des Haffes.

Neben ihnen hatten die Geschosse der Ari eingeschlagen, die von Frauenburg und Tolkemit die Trecks auf dem Eis beschoß. Das Eis wurde dadurch immer brüchiger, und manch einer fand in dem Eisgrab den Tod, oder wenn er sich rettete, sah er sein letztes Hab und Gut, oft noch mit lieben Menschen, in den Fluten versinken. Russische Tiefflieger jagten die Reihen der Wagen entlang, und oft mußten die Wagen mit den angeschossenen Pferden stehen gelassen werden, und es ging zu Fuß weiter.

Die Menschen wurden abgestumpft gegen das Leid der anderen und auch bald gegen ihres, denn es blieb ihnen nicht einmal Zeit, ihre Toten, die unterwegs durch Beschuß, Kälte oder Entkräftung gestorben waren, zu beerdigen. Täglich fand man Tote an den Wegen und in den Häusern liegen. Es hieß immer: nur weiter, weiter, nur nicht den Anschluß verpassen. Wenn man einmal hinten blieb, fand man nicht mehr die, mit denen man diesen Weg zusammen gehen wollte.

Von der NSV waren an den Straßenkreuzungen, in Hotels und Schulen Verpflegungsstätten eingerichtet, die laufend Brot und Suppen verteilten. Die Wohnhäuser, Ställe, Fischräuchereien usw. waren jede Nacht gerammelt voll, denn jeder sehnte sich danach, die kalte Nacht wenigstens in einem Raum zu sein. Jeder wäre noch gern einen Tag länger im Quartier geblieben, wenn er eines gefunden hatte, denn es war zu der Zeit noch verführerisch ruhig auf der Nehrung, aber die Polizei setzte jeden Tag wieder alle in Bewegung, denn Tausende und aber Tausende kamen doch noch.

Ich als Bürgermeister hatte in diesen Tagen viel zu tun. Mit noch drei Kahlbergern übernahm ich die Leichenbestattung, denn wenn auch die Lebenden vorgingen, um die Toten mußte sich auch gekümmert werden. Auf dem Friedhof in Kahlberg wurde ein großes Massengrab ge-

schaufelt, da etwas anderes zu machen bei der Kälte gar nicht möglich war. Dort kamen sie alle herein, alt und jung, arm und reich, Zivilisten und Soldaten, 170 Personen.

Später wurden Reihengräber gemacht. Über die Namen der Toten, die zu der Zeit beerdigt wurden, kann ich leider keine Angaben machen. Ich hatte die Namen, soweit ich sie erhalten konnte, mit noch anderen Personalien in einer Aufstellung festgehalten. Zu dieser erhielt ich in den letzten Tagen, die wir in der Heimat waren, noch eine Aufstellung eines Heerespfarrers über die Soldaten, die in Kahlberg von der Wehrmacht beerdigt wurden. Alle beiden Aufstellungen sind mir während der russischen Besatzungszeit abhanden gekommen.

Weiter mußte ich die Bestände aus den Geschäften sicherstellen, um sie den Verpflegungsstellen zu übergeben und somit eine gerechte Verteilung zu gewährleisten. Für die einheimische Bevölkerung mußte auch gesorgt werden, denn die hatte sich schnell vermehrt. Die Schiffe, die die Bevölkerung abgeholt hatten, wurden in Neufahrwasser ausgeladen, und dort wurden die Familien in Privatquartieren untergebracht.

Jeder tat nun, was er für richtig hielt. Ein Teil fuhr per Schiff und Bahn nach Westen weiter. Ein Teil blieb noch da, und ein Teil kehrte zu Fuß nach Hause zurück, so daß im April wieder 120 Personen im Dorf waren.

Ende Februar wurden in Kahlberg ... noch 2 Seestege gebaut, da von Danzig bzw. Hela laufend Schiffe kamen, um Flüchtlinge, verwundete Soldaten und Kranke abzutransportieren. Der Strand glich oft einem Schlachtfeld, wo alles zurückgelassen war, was einmal Menschen als ihr eigen betrachtet hatten. Von Tolkemit schoß ... laufend die russische Ari (Artillerie) zur Nehrung.

Die ... Wehrmacht ... begann nun mit dem Bunkerbau im Wald. ... Der Wald lichtete sich stark, und es entstand eine gewaltige Bunkerstadt. ... Die Soldaten fühlten sich im Moment noch ganz gut auf der Nehrung, denn der feindliche Beschuß war noch nicht zu stark. Verpflegung gab es genug. Ein Teil der Soldaten wußte natürlich, daß die Nehrung eine sogenannte Mausefalle war und für viele von ihnen zum Grab werden würde. Letzten Endes war jeder froh, wenn es hieß: Wir setzen uns über See nach Westen ab. Das war aber bei nicht vielen der Fall.

Anfang März hörten auch die Trecks auf, die Wehrmacht war kein wilder Haufen mehr, so daß es in dieser Beziehung ruhig war. Dadurch ließen sich auch ein Teil Kahlberger dazu verleiten, wieder nach Hause von Danzig zurückzukommen. Der Ari-Beschuß und der nächtliche Besuch der "Nebelkrähe" (russisches Flugzeug) wurden in Kauf genommen, denn man war ja immer noch zu Hause. Zu essen gab's. Ich hatte mein Lebensmittelgeschäft ausverkauft und holte Verpflegung von Stutthof. Dort war das Vieh aus der überschwemmten Niederung zusammengetrieben, und es gab alles in Hülle und Fülle, was Wochen später in weite Ferne gerückt war.

Wir hörten das Grollen der Geschosse bei den Kämpfen um Heiligenbeil, Königsberg und Danzig und saßen immer noch auf unserem Eiland. Auf demselben wurden die Truppen hin und her geschoben, denn der Kreis wurde immer enger.

In der Nacht vom 26. zum 27. April landete der Russe an zwei Stellen auf der Nehrung bei Neutief und Möwen-Haken. Nun schoß die Ari fast schon den ganzen Tag, und die "Nebelkrähe" kam die ganze Nacht. Noch einmal kamen Schiffe, um die Bevölkerung und verwundete Soldaten zu holen.

Am 1. Mai stand der Russe vormittags bei Schmergrube. Nun ließ die Wehrmacht nicht mehr locker. Am Nachmittag ging ich mit ca. achtzig Personen los. Zwanzig Personen blieben in Kahlberg und haben den Einfall der Russen mitgemacht. Drei Frauen davon wurden wahrscheinlich bei Vergewaltigungen getötet, da dieselben einen Tag später nur noch verscharrt aufgefunden wurden. Vier alte Personen wurden seitdem vermißt. Ein großer Teil der Bevölkerung war von Danzig mit Zügen weggefahren und zum größten Teil nach Mecklenburg und

Pommern gekommen, wo sie der Russe wieder erwischte. Die Flüchtlinge, die am 1. Mai Kahlberg verließen, wurden an der Weichsel noch verschifft und kamen über Hela nach Dänemark, Lübeck und Kiel.

Meine Familie und ich sowie einige andere Heimatgenossen wurden am 5. Mai abends in Nickelswalde/Weichsel mit Kampffähren nach Hela transportiert. Hier an der Weichsel stauten sich die Soldaten zu Tausenden ... mit Wagen, Autos, Geschützen und sonstigem Zubehör. Es sah wie ein riesiges Schlachtfeld aus, auf dem die Kämpfer alles stehen und liegen gelassen hatten. Jeder wollte mit diesen Fähren auf den Weg nach Westen. Der Russe war an diesem Tage schon über Kahlberg hinaus, und die Kämpfe waren bei Pröbberau in vollem Gange. Man hörte fernes Grollen und Detonationen. In Kahlberg hatte der Russe von Land aus und gleichzeitig vom Haff mit Booten angegriffen.

Am 6. Mai kam ich mit meinen wenigen Genossen aus der Heimat auf Hela an. Dort bot sich das gleiche Bild, Militär und Zivilisten, wo man hinsah und hintrat. Ein großer Teil der Zivilisten bemühte sich nicht, weiterzufahren. Es wurde viel von untergegangenen Schiffen geredet usw. Es war hier außer einigen einzelnen Angriffen verhältnismäßig ruhig. Verpflegung gab es genug, da hier viele Verpflegungslager der Wehrmacht lagen. Um mit einem Schiff mitzukommen, gab es z.B. für Alte und Kranke Bescheinigungen der Ortskommandantur.

Aber wie überall in diesen Tagen konnte und wurde auch hier nicht mehr genau nach Vorschrift gehandelt. So kamen auch wir mit einem alten Frachter mit, der aus Königsberg stammte und diese Tour zum ersten Mal fuhr. 800 Personen waren an Bord des Frachters. Ein Teil lag im Laderaum und die übrigen auf Deck. Das Geleit bestand aus 7 Schiffen bzw. Fähren, die schwarz von Menschen waren. Die Fahrt an sich war ruhig. Nach 2 Tagen gerieten wir in Nebel, so daß man von den anderen Schiffen nichts mehr sah. Unser Frachter ankerte, da der Kapitän jeglichen Orientierungssinn verloren hatte. Eine Nacht lagen wir auf dem Meer. ...

Am Morgen des 9. Mai ... lagen wir nicht weit vor der Insel Bornholm/Dänemark. Als wir im Hafen anlangten, wurde uns vom deutschen Hafenkommendanten mitgeteilt, daß man in der vergangenen Nacht den Waffenstillstand vollzogen hatte. Uns wurde freigestellt, ob wir die Weiterfahrt antreten oder dableiben wollten. Lange Zeit, um zu überlegen, blieb uns nicht, denn am Horizont tauchten plötzlich kleine Punkte auf, die sich schnell näherten und bald im Hafen anlegten: (Es waren) 6 russische Schnellboote. Unter den Deutschen sah es zunächst aus, als würde eine Panik ausbrechen. ... Die Russen hatten es jedoch vorerst nur auf das Militär abgesehen.

Die Insel Bornholm wurde, wie uns von den Russen mitgeteilt wurde, mit Einverständnis der anderen Siegermächte von den Russen besetzt, um die Deutschen abzuholen. Es waren etwa 20.000 deutsche Soldaten und 4.000 deutsche Zivilisten. In den ersten Stunden kümmerte sich niemand um uns. ... Die Dänen, die uns zuerst ziemlich ablehnend gegenüberstanden, wurden um vieles freundlicher, als sie die Russen sahen.

Wir wurden in einem Massenlager untergebracht und vom Dänischen Roten Kreuz betreut. Inzwischen hatte der Russe sämtliches Militär zusammengezogen, und es ging an den Abtransport.

Bornholm verfügte über eine große Fischkutterflotte und mehrere große Passagierschiffe, die kurz bevor der Russe kam, ... hinüber zum dänischen Mutterland gefahren waren. Diese Schiffe mußten nun zurückkommen und den Transport der Deutschen nach Pommern übernehmen. Nachdem das (deutsche) Militär abtransportiert war, kamen auch die Zivilisten dran. Verschiedene äußerten ganz heimlich den Wunsch, dazubleiben, aber es bestand keine Möglichkeit.

Am 13. Mai wurden wir auf einem großen Passagierschiff nach Kolberg in Pommern gebracht. Dort pfiff schon ein anderer Wind ... (als in Dänemark). In Kolberg lag viel russisches

Militär. Der Hafen und das Stadtgebiet waren nur noch Trümmerhaufen. Wir wurden in zerstörte Häuser eingewiesen, die wir uns wohnlich einrichteten. Aus anderen Häusern wurde noch Brauchbares zusammengeholt. Hier hörte man schon von den wenigen Deutschen, die in der Stadt geblieben waren, vom (zukünftigen) Leben mit den Russen.

Dann mußten wir jeden Morgen antreten und 1-3 Stunden stehen, ehe man sich besonnen hatte, wo wir arbeiten sollten. Meistens wurden Häuser ausgeräumt. ... Wir räumten alle Wohnungen leer, warfen alles vom Treppenhaus in den Flur und von dort in den Keller. Eine andere Gruppe mußte die Keller ausräumen. ... Alles wurde vernichtet.

Eßbares mußten wir uns selbst besorgen, denn wir bekamen nur hin und wieder ein Stückchen Brot, sonst nichts. Fünf Tage später kam der Befehl des Räumens. Es ging 2 km aus Kolberg in eine Siedlung, deren Häuser unbeschädigt und leer waren. Wieder ging es ans Zugammensuchen. Hier verlebten wir auch das Pfingstfest am 20. und 21. Mai. Arbeiten gingen wir in die Stadt. Auch dort blieben wir nicht lange.

Am 25. Mai wurde die Parole verkündet: Alles geht nach Hause. Jeder konnte sich einen Passierschein für seinen Heimatort ausstellen lassen. ... Wir hatten nun einen Weg von 360 km vor uns. Wir kamen an ausgestorbenen Dörfern vorbei. Wir durchquerten Dörfer, die nur noch zum Teil von Deutschen bewohnt waren. Sie kamen meistens ängstlich herbei und verschwanden sogleich, wenn in der Nähe Soldaten in Uniformen auftauchten.

Zur Nacht wurde in leeren Häusern oder bei Deutschen Quartier gemacht. Kartoffeln gab es in den zahlreichen Mieten, und Rhabarber wuchs überall. Es war das einzige, was der Russe uns gelassen hatte. Überfälle der Russen des Nachts oder auch am Tage mußte man sich gefallen lassen. ... Sie nahmen sich, was ihnen gerade gefiel. Man war nur froh, daß sie einen noch davongehen ließen. Nach zwölftägigem Marsch langten wir in der Heimat an.<<

Evakuierungsmaßnahmen und Fluchtereignisse im Kreis Groß Werder

Erlebnisbericht des Kreisbauernführers G. F. aus Tiegenhof, Kreis Danzig-Land in Westpreußen (x001/291-295): >>Aus Litauen und dem nördlichen Ostpreußen ziehen wochenlang ununterbrochen Trecks durch unseren Kreis, und doch kann ich bei meinen Fahrten durch den Kreis oder beim Treffen mit den 122 Ortsbauernführern nirgends eine gedrückte Stimmung feststellen. Treu und tapfer tut jeder seine Pflicht und hofft, daß der Russe zum Stehen gebracht und zurückgeschlagen wird. So hoffen wir noch Weihnachten 1944, Neujahr 1945 und wollen und können es nicht glauben, daß auch unsere Flucht bevorsteht.

In dieser Zeit habe ich schon verschiedene Besprechungen mit den Bezirksbauernführern, wissen wir doch genau, daß auf uns, dem Reichsnährstand, bei einer eventuellen Räumung die Hauptverantwortung liegt. Sämtliche Menschen der Dörfer müssen auf die Wagen der Höfe verteilt, Marschstraßen zu den Fähren der Weichsel aufgeteilt werden.

Ja, unsere alte Weichsel! In früheren Jahrhunderten und bis zum Durchstich zur Ostsee im Jahre 1895 hatte sie unseren Vorfahren oft schwere Sorgen bereitet. Jetzt macht sie uns wieder Sorgen. Wie sollen wir schnell das rettende westliche Ufer erreichen, wenn der Russe plötzlich an der Nogat steht?

Die alte Fährwerksbrücke bei Dirschau, am 1. September 1939 von den Polen gesprengt, liegt in der Weichsel, und die neuerbaute Brücke im Zug Marienburg - Stargard - übrigens fast in der Spitze des Kreises - würde im Notfall größtenteils von der Wehrmacht gebraucht werden. Wir haben nur 2 brauchbare große Dampffähren, in Nickelswalde und Rotebude, während in Schöneberg und Palschau im Sommer 2 kleine Seilfähren tätig sind, im Winter aber ihren Betrieb einstellen.

Als Deichhauptmann des "Marienburger Deichverbandes" untersteht mir auch die östliche Deichstrecke der Weichsel, von der Abzweigung der Nogat bis zur Ostsee. Viele Jahre hatte ich mit Regierungsoberbaurat S. vom Wasserwirtschaftsamt Dirschau bestens zusammengear-

beitet, Arbeiten des Friedens, doch jetzt wurde es ernst, der Krieg näherte sich der engsten Heimat. Wieder wußte S. Rat. An den bestehenden Fährstellen werden weitere Fähren eingestellt ... und in Ließen wird der Betrieb für eine Doppelfähre neu eingerichtet.

... Alles verläuft in gewisser Ruhe. Wir hoffen immer noch auf das Wunder. Da tauchen neue Trecks aus den ostpreußischen Nachbarkreisen auf, grausige Dinge hatten viele von ihnen erlebt. Nun heißt es auch bei uns "alles fertig machen". Die Treckwagen werden hergerichtet und, soweit vorhanden mit Planen überspannt. Die Pferde werden neu beschlagen und in den Wohnhäusern wird mit dem Packen der notwendigsten Dinge begonnen. Der ganze Kreis wird von Sorge und Unruhe erfaßt, denn im Osten ... ist die Nogat fest zugefroren, und im Westen, dem Fluchtweg, liegt die breite, offene Weichsel.

... Bei all unseren Vorbereitungen werden wir durch unsere 6.000-7.000 Gefangenen und Ostarbeiter bestens unterstützt. Nirgends – soweit es mir bekannt ist, ergeben sich mit diesen Leuten irgendwelche Schwierigkeiten. Auch sie haben nur einen Wunsch, dem Russen nicht in die Hände zu fallen.

Mit dem Landrat und dem Kreisleiter war verabredet worden, den Treckbefehl über die Kreisbauernschaft herauszugeben, denn unser Verwaltungsapparat der Bezirks- und Ortsbauernführer war bestens in Ordnung und hatte im Krieg oft gezeigt, daß er schnell und genau arbeiten konnte.

22. Januar: Wilde Gerüchte, oder sind es Wahrheiten, durchheilen den Kreis. Von keiner Stelle ist Genaueres zu erfahren. Die verschiedenen Dienststellen in Danzig - noch geschützt durch die Weichsel, weit vom Schuß - lehnen jeden Räumungsgedanken unseres Kreises ab.

23. Januar: Groß ist die Verantwortung für uns alle. Trecken wir zu früh und der Russe wird gehalten, entstehen unberechenbare wirtschaftliche Schäden, denn Haus und Hof sowie die Viehherden bleiben ohne Aufsicht, Wartung und Pflege. Trecken wir zu spät, überrennt uns der Russe und besetzt die Fähren an der Weichsel.

5 Uhr nachmittags. Die ersten russischen Panzer sind in Elbing, dicht an unserer Grenze. Von Schreck und Entsetzen gejagt, kommen Hunderte aus diesem Gebiet verstört in Tiegenhof an. Zehntausende sind abgeschnitten und fallen den Russen in die Hände. Wir geben für den Kreis erhöhte Alarmbereitschaft, das heißt, die Wagen sind fertig zu packen, die Pferde aufzuschirren. So erwartet der Kreis den Befehl zum Trecken. Nur derjenige, der selbst in dieser Lage gewesen ist, kann ermessen, was diese Stunden bedeuten. ...

Gegen Mitternacht erscheinen die Russen an der Nogat, letzter Augenblick, Befehl an die Bezirksbauernführer: "Trecken". In Minuten ist der Befehl an die Bezirksbauernführer weitergegeben und eine Stunde später sind die Straßen des Kreises voll von vieltausend Wagen. Unsere Gespanne, unsere schweren Arbeitswagen, die Jahr für Jahr das viele Getreide eingebracht, die jedes Jahr Millionen Zentner Zuckerrüben vom Felde geschafft haben, jetzt rollen sie mit Menschenfracht, vom Kleinkind bis zur Großmutter, bepackt mit Futter, Lebensmitteln und den notwendigsten Betten und Wäsche.

Der Aufbau der Fähren war fertig geworden und klappte bis auf wenige Störungen gut. Tag und Nacht wird ununterbrochen übergesetzt; trotzdem läßt es sich nicht verhindern, daß sich an den Fähren Massen von Wagen anstauen, daß durch das Gedränge - Kutscher sind zumeist Ostarbeiter, Gefangene, Frauen und Kinder - viele Deichseln brechen und leider auch mancher Wagen eingedrückt wird. Und wenige Kilometer hinter uns, in Marienburg, an der Nogat entlang, kracht es, tobt der Kampf.

Schon in den Morgenstunden des 24. Januar kam der Russe über die Nogat nach Lupushorst, erschoss den Molkereibesitzer H. und seine zwei Söhne, vergewaltigte Frau H. H. war Schweizer Staatsbürger und glaubte, der Russe würde dieses achten.

Am 25. Januar war der Russe in Blumstein und Kaminke, etwas später in Lindenau, war in den Dörfern unseres Kreises und verschleppte die aus irgendeinem Grund zurückgebliebenen

Bewohner.

Vier Tage und drei Nächte wird übergesetzt, glücklicherweise nimmt auch die Brücke eine Menge Wagen auf; dann ist der Kreis geräumt. Geräumt auch von den vieltausend Wagen ostpreußischer Flüchtlinge, die in unseren Kreis hineingedrückt waren. ...

Im vorgesehenen Aufnahmegebiet der Danziger Höhe, zum Teil auch in der Danziger Niederung wurde Quartier bezogen. Hier sollte abgewartet werden, denn die Straßen um Danzig waren voll von Wagen aus anderen Kreisen, die auf den vereisten Straßen, mit ihren stumpfen Pferden (Pferde ohne Winterbeschlag), kaum weiter kamen. Auch wurde uns gesagt, daß Danzig und ein großes Gebiet der Danziger Höhe bis zum Westufer der Weichsel auf jeden Fall gehalten werden soll. Nur zu gerne wollten auch dieses wieder viele von uns glauben.

Doch die Russen stießen bei Stettin bis zur Oder durch, sie rückten westlich der Weichsel vor und kesselten Danzig von allen Seiten ein. Unsere Trecks wurden auseinandergeschlagen, und alles drängte zur Stadt. Danzig war nun buchstäblich vom Keller bis zum Dach mit Menschen vollgestopft. Von drei Seiten wurde die unglückliche Stadt durch schwere Artillerie beschossen, große Bombengeschwader griffen pausenlos aus der Luft an, und in wenigen Tagen war das Schicksal dieser stolzen, schönen Stadt besiegelt.

Zu der ungeheuren Zahl von Menschen, die unter den Trümmern verschüttet, auf den Straßen zerschmettert wurden, gehörten auch viele Bewohner unseres Kreises. Nie wird man die Zahl feststellen können. Groß war die Zahl derjenigen, die um Danzig und in den Vororten vom Russen überrannt und verschleppt wurden. Leider sind von diesen Unglücklichen bis heute viele nicht zurückgekehrt, und auch ihre Namen sind nie genau festzustellen.

Mit einem Drama von ungeheurem Ausmaß fand hier in diesen letzten Tagen des März unser Treck ein schreckliches Ende. Doch das Drama des Einzelschicksals ging weiter. Auch von denen, die mit dem Schiff zu entinnen suchten, fanden viele, oft ganze Familien, den Tod in den Wellen.

Groß war leider auch die Zahl der Männer unseres Kreises, die zur Waffe, zum Gift griffen und für ihre Familien und für sich den Freitod suchten.

Bei Beginn der Flucht konnte oder wollte wohl manche Familie ihren Hof, ihre alte Heimat nicht verlassen. Auf der Flucht verloren Familien die Nerven, und wie groß die Zahl der Familien ist, die bei der Besetzung und Verschleppung durch die Russen dem Drama ein Ende machten, wird nie festgestellt werden.

Ich will nur einige Familien erwähnen. Der Ortsbauernführer W. B., Groß Montau, brachte den Treck seines Dorfes sowie seines Hofes in tadelloser Ordnung auf den Weg, dann erschöß er seine Frau, seine Tochter, sein Enkelkind und sich.

Der Bauer J. W., Schönsee, fuhr mit den Wagen seines Hofes die kurze Strecke bis zur Weichsel, dort drehte er den alten Landauer, in dem er selber, auf dem Kutscherbock sitzend, seine Familie fuhr, herum, fuhr auf seinen Hof zurück, erschöß dort seine Frau, seine drei Töchter im Alter von 17-21 Jahren und sich.

Der Bauer M. P., Fürstenau, fuhr bis auf das westliche Ufer der Weichsel, dort am Straßenrand, im Schneesturm der Nacht, erschöß er seine Frau und sich.

Der Bezirksbauernführer von R., Rosenort, brachte seine Trecks in bester Ordnung bis zur Danziger Niederung, doch weiter wollte er seine Heimat nicht verlassen und wählte mit seiner Frau den Freitod durch Gift.

Wer will den Stab über diese Familien brechen? Wer will das Drama versuchen zu schildern? Ich glaube, keiner, der diese Zeit miterlebt hat.

Mit einem kleinen Kreis von Mitarbeitern, Stabsleiter Dr. C., Kreisgefolgschaftswart Sch. von der Kreisbauernschaft und Deichoberbaurat Weiss vom Marienburger Deichverband, war ich im Kreis zurückgeblieben.

Am 24. und 25. Januar waren dem Russen verschiedene Einbrüche in unseren Kreis gelungen.

Am 26. Januar griff er auf breiter Front an und drang mit seiner Spitze bis Tannsee vor. In blutigem Nahkampf wurde er jedoch überall zurückgeworfen und eine Front an der Nogat entlang gebildet. ...

Jeden Morgen kamen jetzt viele Bauern unseres Kreises mit ihren Gespannen über die Fähren zurück und holten Futter und Lebensmittel zur Danziger Höhe. Seit Monaten waren uns von der Bahn kaum Waggons gestellt worden, so daß nicht nur Scheunen und Speicher der Höfe, sondern auch die Lager des Getreidehandels bis oben voll waren. Allein in der Zuckerfabrik Neuteich lagerten ca. 100.000 Zentner Zucker in Säcken.

In den ersten Tagen des Februar erfuhr ich, daß mein letzter Sohn auch in der Marienburg steckte. Ich habe ihn dort so manche Nacht aufgesucht. Von den zerschossenen Wehrgängen sahen wir herunter auf die zerstörte Stadt, in der der Russe hauste, erlebten das Sterben unserer schönen, stolzen Marienburg.

Der Russe hatte die Stadt, einschließlich der Trümmer der Niederen Lauben, bis zur Burg besetzt. Unsere Infanterie hielt die zerschossene Burg und die Trümmer der Hohen Lauben.

In der Nacht vom 9.-10. März wurden die Marienburg und der halbe Kreis Großes Werder bis zur Linie Pordenau - Neuteich, unter schwerem Druck der Russen, geräumt. Bald darauf mußte unser Kreis bis zur Elbinger Weichsel aufgegeben werden.

Nur ein schmaler Streifen an der Ostsee, von der Weichsel bis zur Nehrung, wurde gehalten. Dieses war nur möglich, weil wir bei Rotebude (Neumünsterberg) den Weichseldeich durchstochen hatten und das hereinbrausende Wasser den Russen Halt gebot. Auch bei diesen Rückzugskämpfen tat unsere vordere Front, unter großen Opfern, ihre harte Pflicht. Auf den Friedhöfen unserer alten Werderhöfe liegen diese Helden begraben.

In diesem letzten kleinen Kessel an der Ostsee wurden damals, Mitte März, noch eine größere Zahl Bewohner unseres Kreises zusammengedrückt. Sie waren im Januar zurückgeblieben oder auch im Lauf des Februar zurückgekommen, weil sie sich bis dahin in diesem Teil des Kreises durch das vorgelagerte Haff geschützt glaubten. Auch viele tausend Ostpreußen waren über die Frische Nehrung hierher geflüchtet. Bis zum 20. April waren diese Menschen alle, soweit sie sich nicht wegen der ungeheuer großen Schiffsverluste weigerten, aufs Wasser zu gehen, auf Prähme in Richtung Hela verladen worden. Die Zurückgebliebenen sind später dem Russen in die Hände gefallen.

Für Deichamt und Kreisbauernschaft gab es jetzt in unserem alten Heimatkreis, im Mündungsgebiet der Weichsel, keine Aufgaben mehr. So gingen wir am Abend des 26. April mit unbekanntem Ziel in See.<<

Flucht nach Hela im April 1945

Erlebnisbericht des Bauern Theodor D. aus dem Kreis Danzig-Land in Westpreußen (x001/305-306): >>Es war am 13. April, als ich ... mit einem kleinen Minensuchboot, welches mit 500 Menschen beladen war, nachts (um) 2 Uhr in Richtung Hela abgefahren bin. Ich hatte schon die dritte Nacht gewartet. ... Der Andrang (war) so groß, daß Männer zurückgewiesen wurden und nur Frauen und Kinder bevorzugt verladen wurden. Tagsüber lagen die Menschen im Walde in Löchern, manche schon 8 Tage lang.

Tagsüber lagen die Menschen dann im Walde in Löchern, manche schon acht Tage lang, so auch auf der anderen Seite bei Nickelswalde. In Schiewenhorst war eine Verpflegungsstelle eingerichtet worden. Außer der Dampffähre waren noch drei Motorfähren in Gang, die Wehrmachtsfahrzeuge über die Weichsel setzten. Die Straße von Schiewenhorst bis Bohnsack war gepfropft voll. Tiefflieger hielten reiche Ernte mit Bomben und Bordwaffen. Manch ein Wagen lag ausgebrannt im Straßengraben. ...

Das Warten, bis die Minensuchboote kamen, war nervenaufreibend. Trotzdem war die Stimmung nicht schlecht. Es gab zum Glück immer Menschen, die den Kopf nicht hängen ließen

und die anderen aufmunterten. Einige Mädchen stimmten alle möglichen Lieder an, und wer mitkam, betrachtete es trotz allem Verlust und Leid als großes Glück, aus dem Kessel herauszukommen. ...

Ohne Zwischenfall landeten wir morgens um 5 Uhr auf Hela. Nachmittags ging es dann weiter, wieder mit einem Minensuchboot. Kurz vor Besteigen des Bootes hatten wir einen starken Tieffliegerangriff, viele Bomben fielen ins Wasser rund um den Verladesteg, es regnete noch eine Weile danach Wasser und Holzstücke. Dann (ging es) schnell aufs Boot und zum großen Dampfer, bei dessen Besteigen (erfolgte) noch ein Angriff, aber ohne Bomben. Die umliegenden Schiffe schossen ... Abwehrfeuer. ... Auf dem großen Walfischfänger war es alles andere als schön. Ca. 7.000 Menschen ... (hielten sich auf) 3 Decks zum Teil inmitten schmiegiger Maschinen auf.

Am Abend des 13. April muß sich der Koloß in Bewegung gesetzt haben, ein Schlepper half mit, da eine Maschine ausgefallen war. Ich habe während der Fahrt nicht die leiseste Bewegung gemerkt. Am nächsten Tage schoß dann noch einige Male die Bordabwehr, aber Bomben sind nicht gefallen, die Flieger flogen sehr hoch. An Bord gab es am Morgen etwas Kaffee und nach Eintragung in eine Liste zum Mittag einen halben Liter Roggenschlunz. Ich war damals noch gut von Hause aus versorgt.

Am anderen Tag gegen Abend passierten wir die Kreideküste von Rügen. (Es war) ein schöner Anblick, den ich noch nicht gesehen hatte. Das Schiff ging vor Saßnitz vor Anker. Hatte noch das Glück, mit einem Teil Wehrmacht ausgeladen zu werden, die anderen mußten bis zum anderen Tage warten. Das Schiff ist dann - es war dänisch - nach Dänemark gefahren. In einem Kino haben wir sitzend übernachtet.<<

Flucht nach Ostpommern, Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen im Kreis Stolp

Erlebnisbericht des Landwirts Erwin H. aus dem Kreis Preußisch Stargard in Westpreußen (x010/217-220): >>Wir links der Weichsel glaubten um die Weihnachtszeit, die russische Walze an der Weichsel aufhalten zu können. In Stargard lag der Stab der II. Armee unter Generaloberst Weiss. Die Stimmung bei den Offizieren des Stabes war noch zuversichtlich, denn man rechnete mit einer Verstärkung durch die im Baltikum kämpfende Armee. Erst später erfuhr man, daß Hitler entgegen dem Rat seiner Armeeführer die Aufgabe der nutzlosen Kämpfe im Baltikum verbot. Die Folge war, daß es der II. Armee später nicht gelang, das Vordringen der Roten Armee über die Weichsel zu verhindern.

Mitte Januar rüstete ich einen Treck aus, mit dem ich meine Frau und Verwandte aus Berlin und Königsberg, die schon seit Monaten bei uns vor den Bombenangriffen ... Zuflucht gesucht hatten, bei 18-20 Grad Frost, in Richtung Stolp – Oder – Mecklenburg in Marsch setzte. Ich selbst hatte mit Oberst Hans W., der das Nachbargut Groß-Jolau bewirtschaftete, verabredet, so lange wie möglich dazubleiben. Wir hielten enge Fühlung mit dem Generalstab in Stargard und waren der Meinung, so lange der Armeestab noch in Stargard bleibt, könnten auch wir abwarten. Unterdessen wurde der Zustrom der ostpreußischen Flüchtlingstrecks immer stärker.

Tagelang stand mein Hof voller Gespanne, die wenigstens eine Nacht einmal ausruhen wollten. Jedes Bett und Sofa, jede warme Ecke in den Stallungen war mit frierenden Menschen belegt. Meine Instleute mußten, so weit wie Platz war, Flüchtlinge aufnehmen. Bei der strengen Kälte waren unterwegs viele Flüchtlinge erfroren oder kamen mit erfrorenen Gliedern an. Manche hatten auch Leichen auf dem Wagen, die sie auf dem Friedhof beerdigen wollten. Die Erde war damals 1,30 m tief gefroren. Es mußten von der Wehrmacht Sprengmittel angefordert werden, um die Toten, die in den Chausseegräben gesammelt wurden, in Massengräbern beizusetzen. ...

Wir bogen zunächst nach Norden und landeten nach mehrtägiger Fahrt auf dem Gut K., Kreis Stolp, bei meinem Freund G. Hier war man noch ziemlich ahnungslos. ... Wir begingen den Fehler, einige Tage in Krampe zu bleiben. ... Als wir dann wieder anspannten, merkten wir bald, daß es zu spät war. Der Russe war von Süden an der Oder eingeschwenkt und hatte nach heftigen Kämpfen südlich von Stettin die Klappe zugemacht. Wir wandten uns nach Nordosten, in Richtung auf das Lebamoor, wurden aber nach 2 Tagen überrundet.

Hinter uns hörten wir Schüsse, und bald darauf fuhren russische Krad-Fahrer neben uns auf der Chaussee. Wir fuhren in einer langen Kolonne von Trecks, mußten aber, da hinter uns Panzer kamen, von der Chaussee herunter auf ein Feld. Hundert Meter von der Straße entfernt fuhr einer meiner ukrainischen Kutscher in eine verschneite Furche, wobei ein Rad des Wagens brach. Wir versuchten, den schwer beladenen Wagen mit Hilfe einer mitgenommenen Winde anzuheben und ich ging in das nahe Gehöft, um ein Ersatzrad zu besorgen.

Unterdessen waren die sowjetischen Truppen weiter vorgerückt und bei einem Halt kamen einige Reiter zu unseren haltenden Wagen herüber. Erst wurden wir sämtliche Uhren und Wertsachen los, die wir bei uns hatten, dann plünderten ein paar Kerle unseren Jagdwagen, setzten sich drauf und fuhren mit meinen besten Stuten davon. Immer mehr Soldaten kamen von der Straße herüber. Man spannte unsere Pferde aus, und nach kurzer Zeit waren wir unbeweglich.

Unsere Gepäckwagen waren bald Gegenstand des Interesses der beutegierigen Soldaten. Koffer und Kisten wurde von den Marodeuren aufgerissen und alles Brauchbare mitgenommen. Kritisch wurde der Moment, als aus den Koffern unsere Uniformen ans Tageslicht kamen. W. wurde sein Waffenrock mit sämtlichen Kriegsdekorationen um die Ohren geschlagen, meine Uniform wurde in den Schnee geworfen, und es gelang mir bald, Schnee darüber zu scharren. Es war erstaunlich, daß man uns wegen der Uniformen ... nicht gleich gefangennahm und abtransportierte.

Aber die Soldateska interessierte sich so stark für die Kleider, Wäsche und Wertsachen, daß man uns unbehelligt ließ. Jeder von uns konnte einen kleinen Handkoffer retten. Zufällig hatte ich meinen Grundbuchauszug gerettet. Mein Beamter hatte sich mit seinem Zigeunerwagen hinter einer Scheune verkrochen und wurde nicht entdeckt.

Die Nacht brach an. Wir krochen in einem Insthaus des nahegelegenen Vorwerkes unter, das schon voller Flüchtlinge war, als ein Trupp total betrunkenen Soldaten hereinkam und über die Frauen und Mädchen aller Altersklassen herfiel. Man hatte gehört, daß ich einige Worte russisch mit den Soldaten gesprochen hatte, und die Mütter flehten mich an, dem Offizier, der mit der Horde gekommen war, zu bitten, den Vergewaltigungen ein Ende zu setzen. Mein Versuch hatte nur den Erfolg, daß man mich zwang, von dem mitgebrachten Alkohol zu trinken.

Am nächsten Morgen wanderten wir zu Fuß nach Krampe zurück. ... Mein Beamter hatte es noch fertiggebracht, einen Teil meiner Weinkiste im Dunkeln auf seinem Zweispanner zu verstauen; in besonders schweren Stunden, die dann noch kamen, half uns ein Schluck Rotwein oder Rum ... über das Schlimmste hinweg.

In Krampe ... fanden wir das Herrenhaus von einem russischen Divisionsstab belegt. Wir fanden ein verlassenes Bauernhaus im Dorf Krampe, fegten uns 2 Stuben aus und machten uns auf vorhandenen Bettstellen ohne Betten unser Strohlager, auf dem wir 5 Monate zubrachten. Der Kommandant gab nur denen Lebensmittel, Mehl, Kartoffeln, hin und wieder Fleisch von einem notgeschlachteten Rind, die arbeiteten. W. fütterte Vieh und reinigte die Ställe. Ich meldete mich als Nachtwächter, um wenigstens am Tage Herr meiner Zeit zu sein.

G. hatte in der Brennerei mehrere tausend Liter Spiritus hinterlassen. Die Folge war, daß sich nicht nur die auf dem Gut Krampe stationierten Truppen, sondern auch die Soldateska aus den Nachbarquartieren bis zur Unkenntlichkeit besoffen. Mit dieser betrunkenen Horde hatte ich

dann in der Nacht meine Plage. Wenn sich die Kerle wieder genügend vollgesogen hatten, ging es ins Dorf, in die Häuser der Arbeiter und Bauern, die zurückgeblieben waren. Bis zum Gut hörte ich dann die Jammerrufe und Schreie der vergewaltigten Frauen. ...<<